

**p.s.**

DIE LINKE ZÜRCHER ZEITUNG  
NR. 24 / 23. JUNI 23

**sinnstiftend trödeln:  
pszeitung.ch/abo**



**Buchbeilage**

ZURICH PRIDE FESTIVAL

# Gehässigkeit hat Pause

SEITE 9, 14 - 17

ABSTIMMUNGEN

**Mindestlohn, Wohnraum-  
fonds, Klima**

S. 3, 19

IM GESPRÄCH

**Mit Behinderung gleich  
ohne Machtposition?**

S. 12 - 13

«DRAMENPROZESSOR»

**Bis zur Unkenntlichkeit  
verkürzte Textvorstellung**

S. 22

## Mechanismen

Als Trainee bei einer der weltgrössten Wirtschaftsprüfungsfirmen hat sich Pilvi Takala (\*1981) eingeschleust, ein halbes Jahr arbeitete sie für einen privaten Sicherheitsdienst, der für das grösste Einkaufszentrum von Oslo verantwortlich ist. Pilvi Takala interessieren die Mechanismen von sozialen Interaktionen, innerhalb derer bereits qua Funktion ein Gefälle besteht, weil die Kontrolle anderer zum Kern der Aufgabe gehört. Nach ihren incognito gesammelten Erfahrungen lädt sie interessierte Personen aus den jeweiligen Gruppen zum Reflektionsworkshop darüber, wo sich warum blinde Flecken gebildet haben und hintertreibt damit auch den Effizienzgedanken hierarchiegetriebener Organisationen. Klingt nach der lange vernachlässigten Hinterfragung eines ursächlich



Pilvi Takala: «Close Watch». (Bild: Flavio Karrer)

soldatischen Kadavergehorsams und inwiefern dessen modernisiert erscheinende Adaption in der Wirtschaft noch kritisch betrachtet wird. *froh.*  
Pilvi Takala: «**Close Watch**», bis 17.9., Migrosmuseum für Gegenwartskunst, Zürich.

## Vor dem Sprung

Immer wenn vor feiertagsbedingt verlängerten Wochenenden die Staukilometermeldungen am Radio kommen, wird aus dem Zweifel an der Lernfähigkeit unserer Spezies eine Gewissheit.



Luise Kinseher (Bild: Martina Bogdahn)

Leider ist das nicht die ärgste aller möglichen Situationen, das weiss auch die bayuwarische Kabarettistin Luise Kinseher, die auf dem Bild nur zum Schein so handzahn dreinschaut, als wär sie das zur Opferrolle prädestinierte Dummchen vom

Dienst. Eigentlich ist die List einer Raubkatze vor dem Sprung. Nun, intellektuell und verbal zumindest ist sie für gewöhnlich nicht zur Hauptsache harmoniesüchtig, sondern verteilt im Gegenteil grosszügig Gratiswatschn, deren Folge im Idealfall die Inbetriebnahme einer Hirntätigkeit ist. Selbst als eine ihrer Paradenfiguren der volltrunkenen Putzhilfe nuschelt sie komplett verständliche Befehle, sich ein Herz zu fassen und wider die Unzulänglichkeiten aufzubeghehen. *froh.*

Luise Kinseher: «**Wände streichen, Segel setzen**», Sa, 24.6., 20h, Casinotheater, Winterthur.

## Grössenwahn

Ein monarchistischer Zwergstaat ist insolvent, was 1934 nicht beispiellos war und selbst heute im Ursprungsland der Demokratie vorkommen kann. In René Clairs Politifarce «Le dernier milliardaire» ist die dynastische Vermählung noch gang und gäbe, also versucht das Königshaus mit Unterstützung



des Parlaments, die schöne Prinzessin Isabelle zu verhökern, auf dass der liebestrunkene Milliardär Banco seinen Säckel weit öffnete. Teil eins klappt, aber der Kapitalist entwickelt darüber hinaus leider eine Machtlust, die irrwitzige Züge annimmt. Erst regiert er einfach nach Belieben durch. Als er während eines missglückten Attentats am Kopf verletzt wird, werden die Erlasse immer absurder. Der Ankündigung gemäss glückt René Clair ein schön boshafte Abziehbild der Leichtigkeit, mit der ein Diktator die Bereitschaft eines Volkes zu wecken vermag, eine irrsinnigste Autorität als Ererungenschaft zu feiern. *froh.*

René Clair: «**Le dernier milliardaire**», Mi, 28.6., 15h, Filmpodium der Stadt Zürich.

## Schnäuze willkommen

Wenn am Mittwochabend in der Barfussbar der Frauenbadi beim Stadthaus die Konzerte losgehen, unterscheidet keine Einlasskontrolle nach äusseren Merkmalen, was mitunter gerade Wokeism-scheuklappengeplagte total irritiert, weil das feierlich zum Feindbild erklärte Ungewöhnliche partout einfach niemanden schert. Diesen Mittwoch spielt dazu noch eine junge Band, die das antiquierte Fräulein in ihrem Namen neu zu etablieren sucht und keine Triggerwarnung hinzuge-

sellt, es handle sich hier übrigens um Ironie. Wer sich jetzt noch traut hinzugehen, muss von allen guten Geistern verlassen sein. Denn selbst die Musik basiert nicht zuerst auf Harmonien, sondern



fusst auf Storytelling der Alltagserlebnisse in einer Möchtegernmetropole, die einfach nicht mit einer naiven Vorstellung von Weltläufigkeit zusammengehen will. Dumm, gibts sowas wie die Jugend, die stellt immer alles auf den Kopf... *froh.*

Fräulein Luise: «**Kleine Freiheit**», Mi, 28.6., 20h, Barfussbar, Frauenbadi, Zürich.

## Füttern erwünscht

Ältere Leser:innen erinnern sich an eine Zeit, in der stubenhocken Pflicht war, was so wahnwitzige Personen mit Kunst als deren Arbeitsfeld an den Rand des Ruins trieb. Die Compagnie O. entwickelte darüber eine anarchistische Serenade, die mit ganz viel Plastiktrennwändchen und Distanzgarantien nicht von ungefähr an etwas zwischen einer Intensivstation und einem Zoosetting erinnert. Angaffen für Fortgeschrittene, denn hier droht neben der Befriedigung von Voyeurslust



auch die Überprüfung der individuellen Empathie. Schliesslich war damals die Verteilung von prekären Lebensverhältnissen schon speziell ungleich verteilt, was die Tänzer:innen dazu animierte, eine Bewegungssprache zu entwickeln, die sich an den jeweiligen Moves der Besucher:innen orientiert. Wer hier nimmt und wer hier gibt, wird zur Disposition gestellt, um an so etwas wie die gegenseitige Abhängigkeit zu erinnern. *froh.*

Compagnie O.: «**Please feed the dancers**», Do, 29.6., 19 – 22h (come and go), Helferei, Zürich.

# Klare Sache

**Viel Aufmerksamkeit erhielten im Abstimmungskampf die beiden Vorlagen zu Mindestlöhnen in Zürich und Winterthur. Beide Städte sagten deutlich Ja zum Mindestlohn.**

Min Li Marti

2014 kam die nationale Initiative «Für den Schutz fairer Löhne (Mindestlohn-Initiative)» zur Abstimmung. Diese wurde mit 76,3 Prozent Nein wuchtig abgelehnt. Alle Kantone sagten Nein, und auch die Stadt Zürich lehnte die Initiative damals ab. Seither wurde in einigen Kantonen ein kantonaler Mindestlohn eingeführt. Den Anfang machte 2017 der Kanton Neuenburg, später kamen Jura, Genf, Tessin und Basel-Stadt hinzu. Jetzt werden zum ersten Mal auch kommunale Mindestlöhne eingeführt. Sowohl Winterthur wie auch Zürich sagen Ja zum Mindestlohn.

## Deutliches Ja zum Mindestlohn

In der Stadt Zürich beschloss im Gemeinderat eine Allianz aus SP, Grünen, AL, Mitte und EVP einen Gegenvorschlag zur Mindestlohn-Initiative. Dieser basierte auf dem stadträtlichen Vorschlag und enthält folgende Eckpunkte: Der Mindestlohn in der Stadt Zürich beträgt 23.90 Franken, ausgenommen sind Lernende, Praktikant:innen und unter 25-Jährige ohne abgeschlossene Erstausbildung. Betriebe mit finanziellen Schwierigkeiten erhalten eine zweijährige Übergangsfrist, und die Einhaltung der Mindestlöhne soll regelmässig

## Die Argumente der Mindestlohn-Gegner:innen verfangen nicht.

kontrolliert werden. Dagegen waren FDP, SVP und GLP. Die Delegierten der Mitte beschlossen gegen die Gemeinderatsfraktion die Nein-Parole. Mit 69,4 Prozent legte die Zürcher Stimmbevölkerung ein klares Ja in die Urne. Der Mindestlohn wurde in allen Stadtkreisen klar angenommen. Am deutlichsten im Wahlkreis 4 und 5 mit 78,7 Prozent. Aber selbst der Wahlkreis mit dem tiefsten Ja-Anteil (7 + 8) stimmte mit 60,7 Prozent deutlich zu. Die Argumente der Gegner:innen verfangen nicht. Sie argumentierten vor allem damit, dass der Mindestlohn die Sozialpartnerschaft ausheble. Dieses Argument zieht allerdings nur beschränkt, wenn einer der Sozialpartner – nämlich die Gewerkschaften – den Mindestlohn klar befürwortet. Die GLP hat vor allem damit argumentiert, dass der



Die Newcomerin Martina Blum sicherte den Stadtratssitz für die Winterthurer Grünen. (Bild: Tim Haag)

Mindestlohn nur einem Teil der Armen zugutekommt. Das ist zwar inhaltlich nicht falsch: Allerdings nützt es ihnen auch nichts, wenn die anderen ebenfalls nichts kriegen. Der Mindestlohn ist also offenbar etwas, das weit über linke Kreise hinaus auf Zustimmung stösst. Es widerspricht auch jedem meritokratischen Prinzip, dass man, wenn man voll arbeitet, von seinem Lohn nicht leben kann.

In Winterthur war der Fall ebenfalls schnell klar. Auch hier stimmten alle Stadtkreise Ja. Selbst der eher bürgerliche Stadtkreis Seen sagte mit gut 56 Prozent deutlich Ja. Beobachter:innen hatten in der Stadt Winterthur eher ein knappes Resultat prognostiziert. Die Befürworter:innen zeigten sich freudig überrascht. Björn Resener vom kantonalen Gewerkschaftsbund meinte gegenüber dem «Landboten»: «Zusammen mit Zürich ist das ein klares Signal auch an die Bürgerlichen auf nationaler Ebene.» Dort laufen Bestrebungen, kantonale Mindestlöhne einzuschränken. Sowohl National- wie auch Ständerat haben da einer Motion von Mitte-Ständerat Erich Ettlin zugestimmt, die vorsieht, dass es bei Berufen, in denen es einen landesweiten Gesamtarbeitsvertrag gibt, keinen kantonalen Mindestlohn geben darf, der höher liegt. Damit sollen die kantonalen Mindestlöhne ausgehebelt werden. Die Gegner:innen des kommunalen Mindestlohns wollen zudem noch den Rechtsweg beschreiten. Thomas Anwander, Präsident der Handelskammer und Arbeitgebervereinigung Winterthur, meinte gegenüber dem «Landboten», man wolle den kommunalen Mindestlohn anfechten: «Wir sind bereit, bis vor Bundesgericht zu gehen.» Der Gewerbeverband der Stadt Zürich hat schon im Vorfeld einen Rekurs gegen den Mindestlohn eingereicht, der noch vor Bezirksrat hängig ist.

## Und auch zum Wohnraumfonds

In der Stadt Zürich wurde zudem über den Wohnraumfonds abgestimmt. Dieser Fonds soll mit 300 Millionen Franken dotiert sein und ermöglichen, dass gemeinnützige Wohnraumträger und die Stadt Zürich Liegenschaften erwerben können. Die Vorlage wurde unterstützt von SP, Grünen, AL und der GLP. Sie wurde in allen Wahlkreisen angenommen. Am deutlichsten im Wahlkreis 4 + 5 mit 78 Prozent Ja, am wenigsten deutlich Ja sagte wiederum der Wahlkreis 7 + 8 mit 57 Prozent Ja. Das Gegenargument war auch hier, dass nur wenige vom gemeinnützigen Wohnungsbau überhaupt profitieren können. Ebenfalls klar angenommen wurden die weiteren Vorlagen zum Neubau der Schulanlage Saatlen und zu der Erhöhung der Beiträge für die Pestalozzi-Bibliothek.

## Martina Blum gewählt

In der Stadt Winterthur fanden zudem Ersatzwahlen in den Stadtrat statt. Der Grüne Jürg Altwegg war überraschend vorzeitig zurückgetreten. Für die Nachfolge traten für die Grünen Martina Blum und für die FDP Romana Heuberger an. Romana Heuberger ist bereits bei den Gesamterneuerungswahlen vom letzten Jahr angetreten und erreichte das absolute Mehr, schied aber als Überzählige aus. Die Newcomerin Martina Blum – sie ist erst seit ungefähr einem Jahr im Winterthurer Gemeinderat – holte am Schluss 16 628 Stimmen, Romana Heuberger kam auf 13 349 Stimmen. Das Resultat war am Schluss klar: Blum konnte in den linken Wahlkreisen klar punkten und lag in den bürgerlichen Wahlkreisen nur wenig hinter Heuberger. Blums Kandidatur wurde neben den Grünen auch von SP, GLP und EVP unterstützt.

# Es geht auch, aber nicht nur um Vertrauen

**Der Entscheid des Kantonsrats zur Verlängerung der Pisten 32 und 28 des Flughafens Kloten fällt erst nach den Sommerferien. Die zur Verfügung stehende Zeit (einen Morgen) stand in einem schlechten Verhältnis zum Redebedarf, sodass nach 28 Redner:innen 15 noch nicht das erste Mal gesagt hatten, was sie seit Wochen intensiv vorbereiteten.**

Koni Loepfe

Mehr Sicherheit, weniger Verspätungen und damit garantiertere Ruhe am späten Abend (spätestens ab 23 Uhr) lauten die Schlagworte der Befürworter:innen der Pistenverlängerung der Piste 28 um 400 Meter Richtung Rümliang und jener der Piste 32 um 280 Meter Richtung Höri. So argumentiert auch die Flughafendirektion. Keinen Kapazitätsausbau fordern die Gegner:innen und stellen dazu zwei Anträge, die diese grössere Nachtruhe garantieren sollten. Auch diese beiden Anträge harren noch der Abstimmung, dürften indes mit grosser Wahrscheinlichkeit abgelehnt werden.

Nicht nur «Schweiz aktuell» reduzierte die Debatte vom Montag auf eine Frage des Vertrauens in die Flughafenleitung. Das ist ein wichtiger Teil der Ausmarchung, aber es geht auch um Materielles und es kommt sehr darauf an, was man unter Sicherheit versteht; Sicherheit vor Zusammenstössen von Flugzeugen etwa oder mehr Sicherheit vor Verspätungen. Dazu kommen regionale Interessen: Die Verlängerung der beiden Pisten belastet den Osten und teils auch den Westen tendenziell mehr und entlastet den Süden.

Martin Huber (FDP) fand, «Sicherheit ist das höchste Gut in der Aviatik» und er verstehe nicht, weshalb die linke Ratsseite die Sicherheit ins Lächerliche ziehe. Dazu Folgendes: Am Flughafen Kloten kommen drei Flugszenarien zur Anwendung: Zwischen 7 und 21 Uhr starten die Flugzeuge auf der Piste 28 nach Westen und landen auf der Piste 14 von Norden. Ab 21 Uhr bis 7 Uhr (an den Wochenenden etwas länger) landen die Flugzeuge von Osten auf der Piste 28 und starten auf

**«Sicherheit ist das höchste Gut in der Aviatik.»**

Martin Huber, FDP

der Piste 32. All dies ist kreuzungsfrei und ermöglicht gleichzeitig Landungen und Starts. Das Problem dabei: Die Piste 28 betrachten Pilot:innen mit schweren Flugzeugen mitunter als zu kurz, und da sie massgebend sind, bedeutet dies eine Landung auf der Piste 34, was nicht mehr kreuzungsfrei ist. Man kann also nicht mehr gleichzeitig starten und landen, was zu einer Reduktion der Kapazität führt. Dazu kommt: Bei Bisenlage kommt das Südkonzept zur Anwendung (die Piste 28 ist dann zu kurz), und bei diesem Konzept kann nicht

gleichzeitig gelandet und gestartet werden. Fazit: Bei Normalbetrieb kann am Flughafen Kloten vor allem bei gutem Wetter gleichzeitig gelandet und gestartet werden und die Flugzeuge kreuzen sich nicht. Selbstverständlich wäre kreuzungsfrei auch bei schwierigen Wetterverhältnissen (oder gerade dann) ein Vorteil, aber so wie es Martin Huber darstellt, dass dieser Pistenausbau praktisch eine Empfehlung des Sicherheitsberichts sei, der man nachkommen müsse, ist es schon nicht ganz.

## Die Wellen

Swiss und Flughafen sind zwar zwei selbstständige Betriebe, aber sie sind geschäftlich eng miteinander verbunden. Die Swiss verdient vor allem Geld mit den Interkontinentalflügen, wobei rein aus dem Inland die Kapazitäten zur Füllung der Langstreckenflieger fehlen. Es braucht also Transitpassagiere, und die wollen kurze Anschlüsse. Praktisch bedeutet dies, dass sich An- und Abflüge auf fünf Wellen im Tag konzentrieren. Passiert nichts Aussergewöhnliches, kann der Flughafen diese Wellen bewältigen, bei Zwischenfällen oder widrigen Wetterumständen kommt es rasch zu Verspätungen, die sich dann auch wellenartig ausbreiten. Mit deutlich mehr Folgen für die Passagiere als beim Bahnsystem, bei dem in der Regel der nächste Zug in alle Richtungen spätestens in einer Stunde fährt, was bei der Fliegerei höchstens nach Frankfurt oder London zutrifft.

Der Flughafen Zürich (damit ist das ganze System gemeint) hat die Coronazeit finanziell gut gemeistert, aber in der Folge das Tempo für die Normalität wie die ganze Branche recht böse unterschätzt und läuft derzeit Gefahr, seinen (zu) guten Namen zu verlieren. Wer derzeit den Flughafen als Kunde nur zum Fliegen und nicht als Warenhaus benutzt, fühlt sich nur sehr bedingt gut bedient. Der Flughafen bewegt sich zeitweise an der Grenze seiner Kapazität, und eine der Möglichkeiten für etwas mehr Spielraum wären die Pistenverlängerungen. Damit könnte die Spitzenfrequenz von 66 auf 70 Flugbewegungen erhöht werden. Das ist nicht viel, aber vor allem ist die Garantie deutlich höher, dass diese Frequenz auch bei schwierigen Verhältnissen eingehalten werden kann.

Dass der Flughafen Zürich in ein internationales Flugsystem eingebunden ist, das sich vor allem in den angrenzenden Ländern auch in der Luft am Limit bewegt, sei hier auch erwähnt. Zürich und die Swiss haben längst nicht alle Verspä-

tungsursachen in den eigenen Händen, und insofern begreife ich die Flughafenverantwortlichen, dass sie die Beschränkung des Verspätungsabbaus zeitlich (bis 23 Uhr, statt 23.30 Uhr) und zahlen-

**«Die Pistenverlängerung ist in Beton gegossenes Potenzial für mehr Flüge und mehr CO<sub>2</sub>-Ausstoss.»**

Felix Hoesch, SP

mässig (5000 pro Jahr) nicht eingehen wollen. Die Pistenverlängerungen reichen für einen spürbaren Kapazitätsausbau allerdings nicht, dafür wären zusätzliche Wellen nötig, und das geht auch ohne.

Für Felix Hoesch (SP) ist die Pistenverlängerung «in Beton gegossenes Potenzial für mehr Flüge und mehr CO<sub>2</sub>-Ausstoss». Und für Florian Meier (Grüne) der Flughafen «das klimaschädlichste Businessmodell der Schweiz». Den zwingenden Beweis, dass eine Pistenverlängerung zu einem Kapazitätsausbau und nicht einfach zu einer Betriebsverbesserung führen wird, erbrachten sie allerdings nicht. Für ihre Annahmen der linken Ratsseite spielen die bisherigen Erfahrungen mit der Flughafenleitung mit. Ein Vertrauen, das durch die einseitigen Parteizuwendungen zusätzlich verstärkt wurde.

SVP, FDP, Mitte und EVP als Befürworter:innen des Ausbaus haben im Prinzip eine klare Mehrheit von 97:83 Stimmen. Es wird im August bei der Fortsetzung der Debatte mit hoher Wahrscheinlichkeit ein Ja geben, das aber knapper sein wird. Einige Bürgerliche werden dagegen stimmen oder sich zumindest enthalten, wie Markus Schaaf (EVP), der sich für seine Region Tösstal wehrt, die mit mehr Lärm rechnen muss.

Die Pistenverlängerung kommt so oder so an die Urne – wohl am ersten Wahltermin im 2024. Wie wichtig das Ja oder das Nein des Kantonsrats ist, bleibt Ansichtssache. Der Text der Abstimmungsbroschüre richtet sich nach den Voten der beiden Seiten in der Debatte, und vor allem kann man die Wirkung der eigenen Argumente erproben. Und zudem streitet sich der Kantonsrat über nichts lieber als über den Flughafen – vom Steuerfuss vielleicht abgesehen.

# Rechnung, Rente, «Renovate»

**Auf dem Programm des Zürcher Gemeinderats standen die Jahresrechnung 2022 und der Geschäftsbericht der Asyl-Organisation Zürich, aber auch ein Pilotprojekt für kommunale Zuschüsse, die dafür sorgen sollen, dass AHV-Rentner:innen nicht aus finanziellen Gründen frühzeitig in ein Heim müssen.**

Nicole Soland

Zu Beginn der Sitzung des Zürcher Gemeinderats vom Mittwochabend verlas Tanja Maag (AL) eine Erklärung ihrer Fraktion zum Polizeieinsatz am feministischen Streiktag (siehe auch Seite 10 dieser Ausgabe), genauer um die Reaktion der Polizei auf die Besetzung des Paradeplatzes am Mittag des 14. Junis. Die Polizei habe «äusserst rabiät» reagiert. Die AL fordere «einerseits eine unabhängige Strafuntersuchung gegen die beteiligten Polizist:innen, andererseits muss die Führung der Stadtpolizei zur Rechenschaft gezogen werden». Zudem forderte die AL «eine Suspendierung der Einsatzleitung und des Kommandos der Stadtpolizei, bis die Vorfälle aufgearbeitet sind». Sicherheitsvorsteherin Karin Rykart reagierte nicht auf die Aufforderung von sowohl Yasmine Bourgeois (FDP) als auch Samuel Balsiger (SVP), zum Vorfall Stellung zu nehmen. Das ärgerte die Bürgerlichen. Eine ausführliche Stellungnahme ist jedoch bereits bestellt – AL, SP und Grüne reichten am Mittwoch eine entsprechende dringliche schriftliche Anfrage ein.

## Steuern senken?

Der Geschäftsbericht 2022 der Asylorganisation Zürich (AOZ) und die Genehmigung der Jahresrechnung 2022 behandelte der Rat gemeinsam. Kommissionssprecherin Sanija Ameti (GLP) sprach von einem «herausfordernden Jahr» für die AOZ, einerseits wegen der vielen Menschen, die aus der Ukraine hierhin flüchteten, andererseits wegen der rekordhohen Zahl unbegleiteter Minderjähriger (MNA). Die AOZ befinde sich in einer «umfassenden Transformationsphase». Vor einem Jahr hatte sie zum gleichen Thema angemerkt, es mangle dem Bericht an (Selbst-)Kritik, er sei «mehr eine Imagebroschüre» (vgl. P.S. vom 24. Juni 2022). Dieses Mal sprach Sanija Ameti von einer «wesentlichen Verbesserung gegenüber dem letzten Mal». Mit 105 gegen 14 Stimmen (der SVP) genehmigte der Rat den Geschäftsbericht 2022 der AOZ.

Dass die Jahresrechnung 2022 viel besser abschloss als budgetiert, ist keine News (vgl. P.S. vom 24. März), dass die Bürgerlichen Steuersenkungen fordern, auch nicht. Der Präsident der Rechnungsprüfungskommission (RPK), Florian Utz (SP), führte aus, gemäss Budget 2022 sei ein Defizit von 192,1 Millionen Franken vorgesehen gewesen: «Unter Berücksichtigung der Nachtragskredite von 91,7 Millionen Franken sowie der Globalbudgetergänzungen von 33,2 Millionen Franken

ist das Ergebnis 2022 um 614,1 Millionen Franken besser ausgefallen.» Als Gründe dafür nannte er den Steuerertrag der natürlichen Personen, der um 104,8 Millionen über Budget lag, sowie die um 55,6 Millionen Franken höheren Steuern der juristischen Personen. Ebenfalls eingeschenkt haben die Grundstückgewinnsteuern mit einem Plus von 101,2 Millionen Franken. Der Selbstfinanzierungsgrad beträgt 79,2 Prozent. Positiv – wenn auch wohl «nur» aus finanzieller Sicht – wirkte sich zudem aus, dass im Jahr 2022 durchschnittlich 843,5 Stellen nicht besetzt waren. Das Eigenkapital der Stadt Zürich konnte auf 2,114 Milliarden Franken erhöht werden. Trotzdem blieben «Unsicherheiten», sagte Florian Utz mit Verweis auf die Übernahme der CS durch die UBS. Der Investitionsbedarf sei «anhaltend hoch», beispielsweise um das Netto-Null-Ziel oder das Drittelsziel beim gemeinnützigen Wohnraum zu erreichen.

Gegen die Genehmigung der Jahresrechnung 2022 stellte sich, auch das keine Überraschung, wie immer die SVP, für die Johann Widmer unter anderem ausführte, viele Stellen in der Stadtverwaltung könnte man einfach streichen. Für die Mitte-/EVP-Fraktion befand Markus Haselbach (Mitte), eine «moderate Steuersenkung für 2024» wäre «durchaus realistisch». Cathrine Pauli (FDP) schimpfte mit den Linken, die nicht akzeptieren könnten, dass die Stadt auch von der Wirtschaft und vom Immobilienhandel – Stichwort Grundstückgewinnsteuer – lebe. Zudem zeigte sie sich «schwer enttäuscht» darüber, dass es keine Steuersenkung gebe. Felix Moser (Grüne) erinnerte sie daran, das sei grad nicht das Thema: «Den Steuerfuss bestimmen wir im Dezember.» Und die Grundstückgewinnsteuer sei «gut für die Stadtkasse, aber schlecht im Hinblick auf bezahlbaren Wohnraum». Sven Sobernheim (GLP) hingegen befand, zwei Milliarden Franken Eigenkapital zu horten, statt die Steuern zu senken, sei keine gute Idee. Florian Blättler (SP) entgegnete ihm, dieses Geld werde nicht gehortet, sondern sei investiert, beispielsweise in Schulhäuser. Und Walter Angst (AL) erinnerte Cathrine Pauli daran, dass die Stadt die Grundstückgewinnsteuer nur einmal einnehme – die Mieter:innen aber zahlten immer. Schliesslich hiess die Ratsmehrheit die Jahresrechnung der Stadt, der AOZ sowie jene der Kongresshausstiftung, der Stiftung Wohnungen für kinderreiche Familien, der Stiftung Alterswohnungen der Stadt Zürich, der PWG und von Einfach Wohnen gut.

## Zuhause statt im Heim

Auf eine Motion von Marion Schmid und Sofia Karakostas (beide SP) sowie von elf Mitunterzeichner:innen geht die Vorlage zurück, die den Erlass einer «Verordnung über die Erprobung von Betreuungs- und Hilfsmittelzuschüssen für AHV-Rentnerinnen und -Rentner mit Zusatzleistungen» verlangt. Diese Zuschüsse sollen bezwecken, dass diese Menschen trotz Betreuungs- und Hilfsbedarf weiter zu Hause wohnen und verfrühtete Heimeintritte vermieden werden können, wie Kommissionssprecher Ruedi Schneider (SP) aus-

**«Die Stadt nimmt die Grundstückgewinnsteuer nur einmal ein – die Mieter:innen aber zahlen immer.»**

Walter Angst, AL

führte. In der Debatte zeigte sich, dass man sich über die Modalitäten uneins war: Josef Widler (Die Mitte) forderte unter anderem ein Maximum von 500 Franken pro Monat statt der veranschlagten 800 Franken. Doch bei allen sechs Änderungsanträgen setzte sich die links-grüne Mehrheit durch. Die Vorlage geht nun an die Redaktionskommission.

Dafür, dass die Sitzung erst um halb elf Uhr zuende war, sorgte die SVP mit drei Postulaten zu «Strassenblockaden der Klima-Chaoten», zu einer «verursachergerechten Verrechnung der Kosten für Strassenblockaden» und zu einer «konsequenten Ahndung der Straftatbestände und der Störung des öffentlichen Verkehrs, die im Rahmen von Renovate Switzerland und Critical Mass begangen werden». Dazu nur soviel: Wenn die SVP weiterhin so viele Postulate einreicht – und wenn sich jedes Mal so viele Ratsmitglieder dadurch zu eigenen Voten provozieren lassen wie am Mittwoch –, dann muss der Rat bald jeden Samstag nachsitzen. Rein theoretisch wäre es zwar möglich, solche Vorstösse, die offensichtlich keine Mehrheit finden, einfach unkommentiert (oder natürlich auch nach «normal kurzer» Debatte...) abzulehnen. Aber «Parlament» kommt nun mal von «parlare»...

## Listenverbindung

Listenverbindungen sind keine Liebesverbindungen: Sie sind eine Mischung aus Wahltaktik und politischem Kalkül. Für die wenigsten sind Listenverbindungen aber eine rein rechnerische Wahlangelegenheit. Natürlich geht es darum, die eigenen Chancen auf einen Sitzgewinn zu erhöhen. Listenverbindungen sind die Kompensation für das Proporzverfahren, das eher den Grossen zugutekommt. Am Dienstag beschloss die FDP Kanton Zürich für die National- und Ständeratswahlen im Herbst eine Listenverbindung mit der SVP einzugehen. Dieser Antrag der Parteileitung kam aber nicht bei allen in der Basis gut an. Laut NZZ kam es dabei zu heftigen Diskussionen. Parteipräsident Hans-Jakob Boesch meinte, die Listenverbindung mit der SVP sei eine Zweckgemeinschaft, keine Liebesheirat. Sie sei Bedingung dafür, dass die SVP die FDP im Ständeratswahlkampf unterstütze. Aus diesem Grund sprach sich auch Ständeratskandidatin Regine Sauter dafür aus. Widerstand gab es vor allem aus der Stadt Zürich. Pärparim Avdili, Präsident der Stadtzürcher FDP meinte, die Wähler:innen würden diese Verbindung nicht verstehen. Die FDP habe ein eigenständiges Profil und solle sich klar abgrenzen. Auch der Stadtzürcher Kantonsrat Beat Habegger sieht die Differenzen als zu gross an, die politische Glaubwürdigkeit sei wichtiger als die Wahlarithmetik. Als nach 21 Uhr abgestimmt wurde, sprachen sich 81 für die Listenverbindung und 79 gegen eine Listenverbindung aus, zwei enthielten sich der Stimme. Wegen des knappen Resultats wurde noch einmal abgestimmt, demnach stand es am Schluss 82 zu 81 für die Listenverbindung bei einer Enthaltung. Bei der SVP hat sich der Kantonalvorstand ebenfalls für eine Listenverbindung ausgesprochen, wie die SVP am Mittwoch mitteilte. *mlm.*

Reklame



## Berset

Am Mittwoch gab Bundespräsident Alain Berset überraschend bekannt, dass er bei den nächsten Bundesratswahlen nicht wieder antreten wird. Überraschend war dabei nicht der Rücktritt per se, sondern der Zeitpunkt, schliesslich hat er bis anhin nie den Anschein erweckt, zurücktreten zu wollen und hat laut Medienberichten vor Kur-



Alain Berset an der Bundesfeier auf dem Rütli 2018 (Wikimedia Commons/Anidaat)

zem am «Swiss Economic Forum» noch bekräftigt, dass er bei den Gesamterneuerungswahlen wieder antreten wolle. Alain Berset ist seit elf Jahren im Bundesrat. Eine prägende Rolle spielte er in der Corona-Pandemie, bei deren Bewältigung er als Gesundheitsminister federführend war. Dabei machte er sich nicht bei allen beliebt: Massnahmengegner:innen schimpften ihn Diktator, andere hingegen fanden, die Schutzmassnahmen der Schweiz seien zu lasch. In seiner Amtszeit gelang ihm einiges, wie beispielsweise die Überbrückungsleistung für ältere Arbeitslose und das Steuer-AHV-Paket STAF, bei der im Gegenzug zu den Senkungen bei den Unternehmenssteuern der AHV-Beitragssatz erhöht wurde. Ebenfalls als Erfolg verbuchen kann Berset die Einführung des Vaterschaftsurlaubs. Als Zuständiger für Gesundheit, Sozialversicherungen und Kultur kann man es angesichts der bürgerlichen Mehrheit in Parlament und Bundesrat durchaus auch als Erfolg werten, dass nicht allzu stark abgebaut wurde. Dennoch stand Berset in seiner Rolle zuweilen auch im Konflikt mit seiner Partei wie beispielsweise bei der letzten AHV-Revision. Die verlorene Abstimmung zur Altersvorsorge 2020 war denn auch eine schmerzliche Niederlage für Berset. Bei dieser wäre die Erhöhung des Frauenrentenalters immerhin mit einer Erhöhung der AHV und einer besseren Abfederung der betroffenen Frauen verbunden gewesen. Alain Berset ist eine starke Figur im Bundesrat und in der Bevölkerung stets be-

liebt, dem konnten auch die Skandalisierungsversuche rund um seinen Kommunikationschef Peter Lauener oder eine ehemalige Geliebte nichts anhaben. Betsers Rücktritt eröffnet für die SP wieder das Kandidatenkarussell. In den Medien werden der Basler Regierungsrat Beat Jans, der Zürcher Ständerat Daniel Jositsch sowie die Nationalräte Matthias Aebischer und Jon Pult gehandelt. Ebenso die bei den letzten Wahlen unterlegene Basler Ständerätin Eva Herzog. *mlm.*

## Stadtrat gegen Wädenswiler Bodeninitiative

Was heute im Kanton Zürich schon in Winterthur, Adliswil, Uster, Bülach und Bassersdorf gilt, soll auch in der Stadt Wädenswil kommen: Eine verbindliche Regelung, wonach die Stadt eigenes Land grundsätzlich bloss noch im Baurecht abgeben darf und nur noch in wenigen, genau definierten Ausnahmefällen verkaufen kann. Das verlangt eine von SP, GP und EVP vor Jahresfrist in Wädenswil eingereichte Volksinitiative mit dem Namen «Boden behalten – Wädenswil nachhaltig gestalten». Grössere Landreserven brauche die Stadt zwingend für eigene Bedürfnisse, aber auch, damit sie überhaupt eine nachhaltige Bodenpolitik betreiben und Einfluss auf die Stadtentwicklung nehmen könne, wurde die Initiative begründet. Nun aber stellt sich der Wädenswiler Stadtrat gegen das Volksbegehren. Er beantragt dem Stadtparlament ohne Gegenvorschlag die Ablehnung der Initiative. Vor allem mit dem Argument, dass diese den Handlungsspielraum des Stadtrates bei seiner Immobilien- und Bodenpolitik zu stark einschränke. Beim Ablehnungsantrag zuhanden des Gemeinderates sind die beiden Stadtratsmitglieder Daniel Tanner (SP) und Claudia Bühlmann (GP) in den Ausstand getreten. Grund: Vor ihrer Wahl in den Stadtrat im März 2022 waren Tanner als Vizepräsident des Initiativkomitees und Bühlmann als dessen Mitglied massgeblich an der Lan-

## IMPRESSUM

P.S., die linke Zürcher Zeitung, Auflage: 2450 Ex.

**Herausgeber:** P.S. Verlag, Hohlstr. 216, 8004 Zürich

**Druck:** CH Media Print AG, St. Gallen.

**Redaktion:** Min Li Marti (mlm.), Tel. 044/241 07 60 (Politik), Nicole Soland (nic.), Tel. 044/241 07 60 (Politik/Produktion), Thierry Frochoux (fro.), Tel. 044/240 44 25 (Kultur/Produktion), Tim Haag (tim.) (Volontariat).

**Mitarbeit:** Koni Loepfe (kl.), Tel. 044/241 06 70, Peter Weishaupt (pw./Korrektur), Hans Steiger (haste), Tobias Gerosa (tg.), Arthur Schächli (as.), Hermann Koch (hk.), Matthias Erzinger (me.), Angela Bernetta (net.), Roxane Steiger (rst.), Sergio Scagliola (sca.).

**Inserate/Abos:** Anna Hug, Iris Wehrli, Tel. 044/241 07 60. anzeigen@pszeitung.ch, aboservice@pszeitung.ch.

redaktion@pszeitung.ch, www.pszeitung.ch, PC-Konto: 87-569389-2  
Erscheint seit Februar 1999 wöchentlich

**Abopreis:** Fr. 230.– (Gönner:innen: ab 300.–), enthält 10 x jährlich die Musikzeitung LOOP. Separat-Abos: 33.–, www.loopzeitung.ch

cierung des Volksbegehrens beteiligt gewesen. Das letzte Wort zur Wädenswiler Bodeninitiative werden indes ohnehin die Stimmbürger:innen an der Urne haben. Ähnliche Initiativen zum Umgang mit stadteigenem Boden sind derzeit auch noch in Kloten und Dübendorf hängig. *as*.

### Klima, Steuern, Corona

Bei allen drei eidgenössischen Abstimmungen vom Sonntag folgten die Stimmberechtigten dem Bundesrat und der Parlamentsmehrheit. «Spitzenreiter» war die Vorlage zur OECD-Mindeststeuer, die 78,45 Prozent Ja-Stimmen machte. Die SP hatte sie gemäss NZZ vom 19. Juni «mit Vehemenz» bekämpft und sich damit «kurz vor den nationalen Wahlen im Herbst (...) eine gehörige Ohrfeige eingefangen». Nun ist es mit der «Vehemenz» so eine Sache angesichts eines Abstimmungskampfes, den die SVP mit ihren Unwahrheiten zum Klimagesetz mit Abstand dominierte. Aber dass es schwierig ist, ein Nein zu vertreten, wenn man eigentlich nicht gegen die Steuer an sich ist, aber die daraus resultierenden Einnahmen anders verteilt haben möchte – das hat sich am 18. Juni deutlich gezeigt.

Bereits zum dritten Mal abgestimmt wurde über das Covid-19-Gesetz, es kam mit 61,9 Prozent Ja-Stimmen durch. Damit bleibt mehr oder weniger alles beim Alten, sprich, Bund und Kantone können, falls nötig, Notmassnahmen verordnen. Ob das Resultat ein grosser Erfolg für die Massnahmengegner ist, bleibe dahingestellt. Das Klimaschutz- und Innovationsgesetz schliesslich kam mit 59,1 Prozent Ja-Stimmen durch, siehe dazu den Kommentar auf Seite 19. *nic*.

### Tschad

Die Stadt Zürich unterstützt die von Hungersnot betroffenen Menschen im Tschad. Mit einer finanziellen Zuwendung von 100 000 Franken für soll die akute Notlage vor Ort gelindert werden. Das teilte der Stadtrat am Mittwoch mit. Bereits im vergangenen Jahr hatte die tschadische Regierung den Ernährungsnotstand ausgerufen. Nach aussergewöhnlich starken Regenfällen und Überschwemmungen Ende 2022 standen die Felder unter Wasser, sämtliche Aussaaten wurden zerstört. Die Preise für Nahrungsmittel sind aufgrund der Notlage in die Höhe geschossen – zusätzlich verstärkt durch den Ukrainekrieg. Um die Lage der Betroffenen zu verbessern, werden seit Anfang April 2023 Lebensmittelpakete und Saatgut an etwa 1600 Haushalte (insgesamt 9600 Personen) verteilt. Darüber hinaus erhalten rund 2500 Frauen und 800 Kinder spezielle Nahrungsergänzungsmittel. Die Verteilaktion wird im Mai und Juni 2023 fortgesetzt. Die Gesamtkosten für die Nahrungs- und Saatguthilfe belaufen sich auf 602 000 Franken. Die Lotteriefonds der Kantone Bern und Basel-Stadt haben bereits Beiträge in Höhe von 200 000 Franken zugesagt, während private Spender einen Betrag von 30 000 Franken beigesteuert haben. *tim*.

# Das neue Waldsterben im Klimakontext

Wenigstens das! Nach einem Scheitern der Klimazieltvorlage hätte ich kaum Ansätze für Hoffnung gesehen. Die landesweite Hochrechnung war zum Glück schon klar, als das erste konkrete Resultat kam: ein mit fast zwei Dritteln klares Nein aus Fischenthal. Aber die deutlich tiefere Stimmbeteiligung in der SVP-Hochburg bestätigte, dass kein total mobilisiertes Landvolk wie vor zwei Jahren das städtische Ja kippen konnte.

Nun zum eigentlichen Thema dieses Kommentars. Wer bekam mitten im Klimastreit mit, was Ende Mai als alarmierendes Zwischenergebnis des laufenden Landesforstinventars verlautbart wurde? Auch im Schweizer Wald hätten die Wetterextreme der letzten Jahre deutliche Spuren hinterlassen. «Es gibt mehr tote und geschädigte Bäume. Ausserdem wachsen wenig junge Bäume nach.» Vielerorts veränderte sich das Waldbild in kurzer Zeit stark. Speziell in siedlungsnahen Wäldern, «wo die absterbenden Bäume auch eine Gefahr für Erholungssuchende darstellen», seien massive Eingriffe erfolgt. Es wurden «vom Borkenkäfer befallene Fichten» geräumt und in den Lichtungen gezielt Baumarten gefördert, «die besser an das Klima der Zukunft angepasst sind». Aus den Stichproben der rund 6600 Probeflächen soll sich ein Gesamtbild des Zustands unserer Wälder, ihrer «Funktionen und Leistungen für die Gesellschaft», und «somit eine wichtige Datengrundlage für Wissenschaft, Politik und Behörden» ergeben.

## Meist über Jahrhunderte gewachsenen Lebensgemeinschaften können Hau-Ruck-Übungen nur schaden.

Weil ich mich gerade intensiv mit Waldbüchern befasste, war ich doppelt hellhörig, was da an Informationen zum neuen oder mit neuen Faktoren fortgesetzten Waldsterben kam. Die erwähnten Massnahmen, lässt die kritische Fachliteratur vermuten, sind leider tendenziell die falschen. Meist über Jahrhunderte gewachsenen, von örtlichen Gegebenheiten wie von globalen Veränderungen beeinflussten Lebensgemein-

schaften können Hau-Ruck-Übungen nur schaden. Ob die momentan als ideal gepriesenen Zukunftsbäume wirklich ins Umfeld passen und sich bei erneut wandelnden Bedingungen bewähren, ist unsicher. Auch den «Holzweg» in der Energiepolitik lehnen Pierre Ibisch und Peter Wohlleben in ihrer aktuellen Sammlung von «Waldwissen» ab: «Wenn alte und geschützte Wälder offenkundig weniger Wasser verlieren und auch in extremen Jahren vitaler

## Wer bekam mitten im Klimastreit mit, was Ende Mai als alarmierendes Zwischenergebnis des laufenden Landesforstinventars verlautbart wurde?

bleiben, darf die forstliche Antwort auf den Klimawandel auf keinen Fall eine stärkere Baumentnahme bedeuten.» Ähnliches stellt Hans-Ulrich Frey fest. Er porträtiert in «Mehr als nur Bäume» die Wälder im Kanton Schwyz, beschreibt sie als Ökosysteme und will deren Vielfalt bewahren. Rekord-Nein zum Klimaschutz, aber Sicherung naturnaher Wälder – passt das zusammen? Nun, «konservativ» hat viele Facetten. Auch in Fischenthal wird übel gewütet, doch im weiten Staatswald des Tössberglandes dominieren Pflege und Schutz. Im kommenden Streit um Windräder auf den Hügeln könnten diskrete, mit Wald getarnte Anlagen vielen vernünftig scheinen. Für die diffizilen Ökosysteme wären sie katastrophal. Auch technokratisch-naturnahe CO<sub>2</sub>-Speicherplantagen würden kaum je die Verluste bestehender Vegetation ausgleichen. Aber wer wird sich dagegen wehren? Es müsste in die Köpfe, dass Klimaschutz ohne Waldschutz nicht geht – und umgekehrt. Doch die Beweiskette ist komplex, vieles noch unerforscht. Trotzdem hat die Lektüre der Bücher über die bunte Gemeinschaft unter Bäumen mein unsicheres Vertrauen in natürliche Widerstandskräfte gefestigt. Und jeder ruhige Waldgang stärkt auch uns. *haste*  
Die erwähnte Waldliteratur ist in der Buchbeilage zu finden!

## Zu vermieten in Barcelona den ganzen Monat August

Möblierte Wohnung mit Stube, zwei Schlafzimmern und allenfalls einem Kinderschlafzimmer. Attika-Wohnung auf zwei Stockwerken mit zwei WC/Duschen und einer grossen Terrasse. 2000 Franken für den Monat.

Die Wohnung liegt etwa so im Zentrum wie Albisrieden in Zürich.

Gut an U-Bahn und Busse angeschlossen.

Die Wohnung eignet sich für Familien und ist nicht in einem lärmempfindlichen Haus.

Aber ungeeignet für wilde Parties

Auskunft unter [lasse.loepfe@gmail.com](mailto:lasse.loepfe@gmail.com)

## OPER THEATER KONZERT

Werben auch Sie hier für Ihre Veranstaltung:  
[kulturmagnet.live](http://kulturmagnet.live)

### OPERNHAUS ZÜRICH

044 268 66 66, opernhaus.ch

**Fr 23. Juni**, 19.00, Opernhaus

**Les Pêcheurs de perles**

Oper von Georges Bizet

**Sa 24. Juni**, 20.00, Opernhaus

**Turandot**

Oper von Giacomo Puccini

**So 25. Juni**, 13.00, Opernhaus

**Les Pêcheurs de perles**

Oper von Georges Bizet

19.30, Opernhaus

**Monteverdi**

Ballett von Christian Spuck

### THEATER

### SCHAUSPIELHAUS ZÜRICH

044 268 77 77, schauspielhaus.ch

**Fr 23. Juni**, 19.00 & 21.00, Pfauen. **Das**

**Haus von Bernarda Alba** nach Federico

Garcia Lorca. 21.15, Pfauen. **Dear Jane**

**Doe**. 20.15, Schiffbau-Matchbox

**p; 'EQUIS**

**Sa 24. Juni**, 19.00, Schiffbau-Atrium

**Graveyard Shift**. 20.00, Schiffbau-Halle

**Einfach das Ende der Welt** nach Jean-Luc Lagarce. 20.15, Schiffbau-Matchbox

**p; 'EQUIS**. 19.00 & 21.00, Pfauen. **Das Haus**

**von Bernarda Alba** nach Federico Garcia

Lorca. 21.15, Pfauen. **Dear Jane Doe**

**So 25. Juni**, 16.00, Schiffbau-Halle

**Einfach das Ende der Welt** nach Jean-Luc

Lagarce. 16.00, Pfauen. **Das Haus von**

**Bernarda Alba** nach Federico Garcia

Lorca. 17.00, Schiffbau-Matchbox

**p; 'EQUIS**. 19.00, Pfauen. **Odipus Tyrann** von

Sophokles

### THEATER AM HECHTPLATZ

044 415 15 15, theaterhechtplatz.ch

**Fr 23. Juni**, 19.30

**Hecht Jetzt Festival: Josh & Cloé**

**Sa 24. Juni**, 19.30

**Hecht Jetzt Festival: Martina Hügi**

**So 25. Juni**, 18.00

**Pasquale Aleardi & die Phonauten**

### KONZERT

### TONHALLE-ORCHESTER ZÜRICH

044 206 34 34, tonhalle-orchester.ch, Tonhalle Zürich

**So 25. Juni**, 19.30, TZ

**Jean-Yves Thibaudet** Klavier  
Debussy



Jean-Yves Thibaudet –  
Klavierrezital

**Do 29. / Fr 30. Juni**, 19.30, TZ

**Jakub Hrůša** Leitung

**Christian Schmitt** Orgel

Hosokawa, Suk

**Sa 01. Juli**, 19.30, TZ

**Kosmos Orgel** Christian Schmitt, Orgel

Bach, Hosokawa, Widor, Ligeti, Reger

### FESTIVAL KLUSCLASSICS

079 323 65 06, festival.klusclassics.ch

**Fr 30. Juni**, 19.30, Musikzentrum Florhof

**Huh & Hunger-Bühler**

**Sa 01. Juli**, 19.30, Musikzentrum Florhof  
**casalQuartett**

**So 02. Juli**, 17.00, Musikzentrum Florhof

**Brahms Serenade**

### NEUE KONZERTREIHE ZÜRICH

Tonhalle-Billettkasse Tel. 044 206 34 34, hochuli-konzert.ch

**Mo 26. Juni**, 19.30, Tonhalle Grosser Saal

**Isabelle Faust, Sol Gabetta, Kristian Bezuidenhout**

Beethoven, Trippelkonzert & 8. Sinfonie

Kammerorchester Basel RESTKARTEN

Giovanni Antonini, Leitung

### ZÜRCHER KAMMERORCHESTER

+41 44 552 59 00, zko.ch

**Di 04. Juli**, 19.30, Tonhalle Zürich

**HOPE MEETS LANDGREN** mit Johannes v.

Ballestrem (Klavier); Werke von

Bernstein, Sondheim, Gershwin u.

Sting; Improvisationen von Landgren u.

Ballestrem

**Di 11. Juli**, 19.30, Tonhalle Zürich

**Heinz Holliger & Duo Gerzenberg**

Saisonabschluss: Werke von Ravel und

Haydn; Veress - Hommage à Paul Klee

# Damit Zürich nicht nur zwei Meinungen kennt.



# Gehässigkeit hat Pause

Mein Vater selig pflegte im Geschäftsgebaren relativ stur an der Gepflogenheit festzuhalten, alle zu Siezen, weil er der Meinung war, einem möglichen Vertrauensverhältnis stünde diese Ansprache keinesfalls im Weg, dafür wäre im gegenteiligen Fall die Hemmung sehr viel grösser, «Sie Arschloch» zu sagen. Das war im letzten Jahrhundert und natürlich eine blossе Kommunikationskrücke, um ein Mindestmass an gegenseitigem Respekt walten zu lassen. Nach der letztjährigen Zurich Pride, in deren Vorfeld vornehmlich in den sogenannten Sozialen Medien verbale Attacken zwischen Minderheiten der Minderheit gegen andere Minderheiten der Minderheit und zurück gefahren wurden, die teils jeden Anflug von Anstand vermissen liessen, lud das Komitee diesmal zum Dialog und stellte den grössten Feiertag der AbisZ-Community unter das Motto: «Lass uns darüber reden.» Und siehe da, in allen Ansprachen und in den analogen Kontakten von Angesicht zu Angesicht wurde allseits das Bewusstsein betont, keinesfalls jederzeit und in allen Belangen fehlerfrei handeln und artikulieren zu vermögen, gefolgt von der Bitte um Aufklärung, Nachsicht und Geduld.

Als mittlerweile selber alter weisser Mann sind die eigenen Abblitzmechanismen gegenüber Begegnungen mit verbalen Entgleisungen anderer durch jahrzehntealte Praxis beim müden Lächeln angelangt. Nur steht selbst das Klischee meiner selbst heute überhaupt nicht mehr im Kreuzfeuer, weil damit kein Blumentopf zu gewinnen ist. Für schwule Männer hat sich die Situation massiv zum Besseren verändert. Wenn Ernst Ostertag an

## Für schwule Männer hat sich die Situation massiv zum Besseren verändert.

seiner Eröffnungsansprache ans Jahr seiner ersten Wahrnehmung der eigenen homophilen Anziehung erinnerte, mitten im Zweiten Weltkrieg, und er schon als Zwölfjähriger wusste, dass er dieses als sein bislang grösstes Geheimnis in seinem Geheimnisschatzkästchen sicher verwahren musste, weil er sonst seines Lebens nicht mehr sicher wäre, läuft einem eine ähnlich kalte Schauer den Rücken hinab, wie wenn André Odermatt an seinen ersten Christopher-Street-Day-Umzug vierzig Jahre danach in den frühen 1980er-Jahren erinnert, wo das Gros der Demonstranten aus Angst vor Repressionen noch ihr Gesicht vermummte. Über die Wichtigkeit des sich Erinnerns an die Geschichte der Emanzipation und das Würdigen der Fortschritte sind sich alle einig. Einig sind sich ebenso alle darüber, dass Geschichte keine statische Angelegenheit ist und die Fort- und Weiterentwicklung der Vielfalt innerhalb der emanzipatorischen

Kräfte ein nachgerade logisches Kontinuum darstellt. War der Christopher-Street-Day-Umzug in Zürich anfänglich eine reine Schwulenparade, gesellten sich nach und nach die lesbischen Frauen dazu, die trans Personen folgten, und heute sind es non-binäre Personen, die ihr Recht auf Gleichstellung einfordern.

Hinsichtlich der Wirkmacht und des Fundraisings der verschiedenen Vereine und Interessenvertretungen ist die AbisZ-Community aber auch ein blosses Abbild der Gesamtgesellschaft. Männer bekommen mehr Geld zusammen als Frauen, die wiederum mehr Mittel zu mobilisieren vermögen als Strukturen zur Selbsthilfe und politischen Durchsetzung von trans Personen. Dieser Fakt mag stören, darf aber nicht als Anlass dafür angesehen werden, die diversen Anliegen gegeneinander auszuspielen oder sie gar in ihrer Berechtigung in irgendeiner Weise zu kategorisieren oder (ab-) zu werten. «Wir müssen nicht alles verstehen, was eine 19-jährige Aktivistin bewegt», rief André Odermatt über die Kasernenwiese und schob eine beachtlich lange Aneinanderreihung von Abers hinterher. Das eigene Selbstverständnis für die errungenen Fortschritte und die derweil entwickelte und bestärkte eigene Identität soll aber nicht den Blick und die Bereitschaft zum Verständnis dafür vernebeln, dass jeder neuen Generation ihre eigenen Themen unter den Nägeln brennen. «Wir haben die historische Pflicht, uns auch für ihre Themen einzusetzen.» Um diese überhaupt nachfühlbar begreiflich zu machen, benötigen Ältere mitunter Nachhilfe. Zudem ist es einfacher, ein entstandenes Missverständnis oder eine unbeabsichtigt als falsch lesbare Aussage zu korrigieren, wenn die Erstreaktion darauf sich nicht darauf kapriziert, der eigenen Empörung über die gegenüberliegende Nichtachtung Ausdruck zu verleihen und primär beleidigend daherkommt, sondern als eine, die sich aktiv interessiert offen für eine Fortsetzung der Konversation zu erkennen gibt. Es muss jetzt nicht unbedingt das Siezen zurückkehren, damit eine Respektsdistanz sichergestellt werden kann, aus deren Fundament ein konstruktiver Dialog erwächst. Aber die Bereitschaft, eine Anstrengung für ein umfassendes Verstehen zu unternehmen, kann sich sehr viel ausgeprägter entfalten, wenn sichtlich alle Beteiligten zumindest darum bemühen.

Natürlich ist das Gespräch mit einem physischen Gegenüber, wie dies etwa Queeraltern und die Milchjugend zu jeweils spezifischen Themen generationenübergreifend organisieren, heute nicht mehr für alle der primäre Kanal für inhaltlichen Austausch. Einigermassen irritierend in den sogenannten Sozialen Medien ist auch die Veränderung hinsichtlich der Aufmerksamkeitsgenerierung. Mit der Eigenstilisierung als Superchecker:in oder im genauen Gegenteil als Superopfer ist weitaus mehr Reichweite zu erlangen als

mit der sachlichen Erläuterung von Zusammenhängen. Gegen das Sternchenbashing oder eine Wokeismusproblematisierung mag die Empörung als Erstreaktion angebracht sein, ob sie ungefiltert geäussert am Gewinnbringendsten eingesetzt ist, steht auf einem anderen Blatt. Eine vielversprechendere Verwendung eigener Energie und Grips könnte möglicherweise die fundierte argumentative Gegenwehr sein. Für den Erstreflex könnte ein «heul doch!»-Tweet als latent sarkastischer Bruch den Auftakt dazu bilden, die jeweilige Thematik in eine fortan ernstlich betriebene Aufklärung über die tatsächlich existierenden Mechanismen von Ausschluss und Ausgrenzung zu betreiben, die ein Bewusstsein und die Nachfühlbarkeit für ein bestehendes Unrecht bei Nichtbetroffenen weckt. Die Neugier scheint gegenüber einzelnen Buchstaben im AbisZ, der Typographie und

## Gegen das Sternchenbashing oder eine Wokeismusproblematisierung mag die Empörung als Erstreaktion angebracht sein, ob sie ungefiltert geäussert am Gewinnbringendsten eingesetzt ist, steht auf einem anderen Blatt.

der Nonbinarität ausgeprägt vorhanden zu sein, sonst landeten den Istzustand betonieren wollende Gegner:innen mit ihrem Zündeln höchstens unter fernen Liefen, wo die Provokationen auch hingehören. Aber um gesamtgesellschaftlich zu reüssieren, und die Hetzer:innen ins Leere laufen zu lassen, hilfts, überzeugte Verbündete zu finden. So wie etwa 2005, als der Schweizerische Katholische Frauenbund mit seinen 300 000 Mitgliedern zur eigenen Verblüffung bekanntgab, die Anliegen des Partnerschaftsgesetzes zu unterstützen. Es ist also bei Weitem nicht zwingend, in jedem einzelnen Lebensaspekt einer Meinung zu sein, solange alles unternommen wird, um in den zentralen Belangen der Gleichstellung eine Mehrheit zu bilden.



Thierry Frochaux

# Viele Fragen zu einer Festnahme

**Die Stadtpolizei Zürich verhaftete am feministischen Streik im Rahmen einer unbewilligten Aktion am Paradeplatz eine Person. Das Video, das die Festnahme zeigt, löste grosse Empörung auf den Sozialen Medien aus. Ebenso die Kommunikation der Stadtpolizei sowie die Intransparenz in Bezug auf was denn nun weiter untersucht wird.**

Sergio Scagliola

Die Stadtpolizei Zürich und ihr Social-Media-Team ist seit dem feministischen Streik am Mittwoch letzter Woche insbesondere auf Twitter in ein Kreuzfeuer der Kritik geraten. Grund dafür ist ein Video, das eine Festnahme einer Aktivistin an einer unbewilligten Kundgebung respektive Aktion in Nähe des Paradeplatzes zeigt. Darauf ist folgendes zu sehen: Ein Polizist steht vor einem Transparent, das hochgehalten wird. Es wird an beiden Seiten von mehreren Personen und in der Mitte von einer weiteren, von der Masse etwas isolierten Person festgehalten. Aus der Menschenmenge schallt ein Anti-Polizei-Gesang. Der Polizist steht vorne rechts und bewegt sich zu fünf weiteren Polizist:innen vorne links des Transparents. Die Kamera schwenkt nach links und der Polizist rechts ist einige Sekunden nicht im Bild. Kaum ist er links angekommen, setzen sich die links stehenden fünf Polizist:innen in Bewegung und gehen hin zur Mitte des Transparents. Scheinbar aus dem Nichts greift ein Polizist, der links gestanden

ist, über das Transparent und ergreift die Frau, wohl auch an den Haaren, hauptsächlich aber im Kopf- und Schulterbereich, zerrt sie mithilfe des Polizisten, der zuerst rechts im Bild war, über dem Transparent durch, während die restlichen Polizist:innen Reizstoff in die Menschentraube spritzen, die die danach festgenommene Person in die Menge zurückzuzerren versuchen – was scheitert, weshalb die Person schliesslich verhaftet und abtransportiert wird. Vorwürfe, dass die Person bewusstlos weggetragen und dabei nicht in eine sichere Position gebracht wurde, weist die Polizei zurück – sie sei stets ansprechbar gewesen.

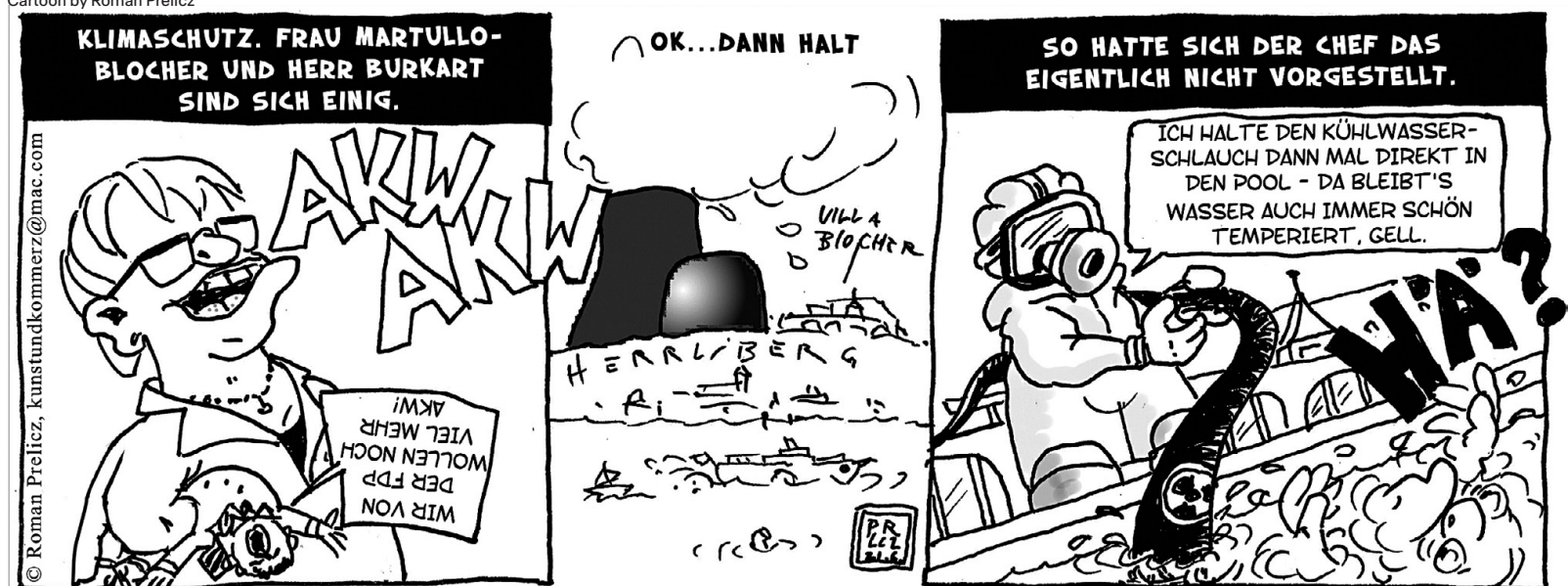
Auf Twitter geriet die Stadtpolizei daraufhin in Bedrängnis – wie rechtfertige sie diesen Eingriff in die Demonstrationsfreiheit? Wieso die Verhaftung mit derartiger Vehemenz und Gewalt erfolgt sei? Und wieso twitterte die Stapo so aggressiv? Wer sich am Donnerstag und Freitag den Reiter «Antworten» des Stapo-Twitterers angeschaut hat, mag schockiert, empört oder einfach unterhalten gewesen sein – wirklich schlauer wurde man auch nicht, wenn in erster Linie die Verhaftung interessiert hat. Im Gegenteil: Die Begründungen seitens Stadtpolizei stifteten zusätzliche Verwirrung. So etwa beim Grund der Verhaftung: Während den sieben Sekunden, in denen die Kamera zum linken Rand des Transparentes schwenkt, sei ein Tritt gegen einen Polizisten durch die zu verhaftende Person erfolgt – der zu einer Knieverletzung und zeitweisen Arbeitsunfähigkeit des Polizisten führte. Viele glaubten das der Stapo nicht – und tatsächlich erscheint ein derart heftiger Tritt in genauer Betrachtung des Videomaterials ein schwieriges Unterfangen zu sein, zumal der Polizist circa einen halben Meter vor der verhafteten Person durchläuft und das von ihr hochgehaltene Transparent sich auch während den sieben Sekunden, in denen der Tritt erfolgt sei, nicht bewegt. Auf An-

frage schreibt die Polizei dazu: «Die Sequenz mit dem Vorfall, der zur Verhaftung führte, ist während rund 7 Sekunden nicht im Bild. Wir halten am geschilderten Ablauf fest.»

Das Problem: So wie die Polizei den Ablauf in den Sozialen Medien geschildert hat, ergibt sich ein Widerspruch. Am Nachmittag des 14. Juni erklärt die Polizei noch auf Twitter: «Unser Mitarbeiter wurde getreten und hat die Person ergreifen wollen, worauf sie sich gebückt hat und er nachgreifen musste.» Einen Tag später heisst es allerdings in einer Replik: «Der verletzte Polizist befindet sich da (Anm.: zum Zeitpunkt der Festnahme) bereits im Hintergrund.» Und auch auf dem Video ist kurz vor den sieben Sekunden, in denen die verhaftete Person nicht im Bild ist, lediglich ein Polizist in «Trittnähe», der dann kurz darauf auch bei der Verhaftung assistiert. Auch hierzu gibt die Stadtpolizei keine weiteren Auskünfte und verweist auf das laufende Verfahren und den bereits geschilderten Ablauf – die Einsätze würden aber in der Regel nachbearbeitet. Allfällige Anzeigen würden durch Staatsanwaltschaft und Kantonspolizei erfolgen. Aufgrund des Rapports an die Staatsanwaltschaft äussere sich die Stapo nicht mehr weiter zu Details. Ob diesbezüglich auch allfälliges Fehlverhalten seitens der Polizei geprüft wird, ist sowohl auf Nachfrage als auch in der öffentlichen Kommunikation der Polizei nicht nachvollziehbar.

Über ihre Kommunikation zeigt sich die Stadtpolizei eher wenig selbstkritisch. Warum sie überhaupt auf Twitter so aktiv war, begründet sie mit Dialogbereitschaft: «Unser Ziel auf Twitter ist der aktive Dialog mit der Bevölkerung. Der aktuelle Fall hat sehr viele Posts und Nachrichten ausgelöst, die vielfach nicht auf Fakten basierten oder die Stadtpolizei Zürich der Lüge bezichtigt haben. Daher haben wir uns aktiv in den Dialog involviert.»

Cartoon by Roman Prelicz



## Chancengleichheit statt Leistungsdruck

Mein Herz rast, mein Atem wird schwer und meine Gedanken verschleiern sich. Tränen stauen sich in meinen Augen. Ein Gefühl von Versagen kommt auf. Ich bin 27 Jahre alt, schliesse diesen Sommer mein Bachelorstudium ab, habe drei Jobs und engagiere mich in diversen Vereinen. Und ich habe gerade eine kleine Panikattacke, weil ich Angst habe. Angst, dass ich mein Studium nicht bestehe, weil ich zu viel arbeite. Ich arbeite so viel, weil ich mir sonst mein Studium nicht leisten könnte. Ich engagiere mich für ein besseres System. Ein System, in dem andere nach mir nicht das gleiche Problem haben. Ein System, in dem andere nicht das Gefühl haben, sie seien mit ihren einfachen Jobs wertlos. Ein System, in dem andere nicht das Gefühl haben, sie müssten mehr machen, um erfolgreich zu sein. Denn Erfolg ist das, was zählt. Das Streben nach Erfolg treibt uns an, lässt uns härter arbeiten, macht aus uns Roboter, die nur ein Ziel haben: noch mehr Erfolg. Und wenn wir unser Ziel erreicht haben, wird uns das nächste vorgesetzt.

**Das Streben nach Erfolg treibt uns an, lässt uns härter arbeiten, macht aus uns Roboter, die nur ein Ziel haben: Noch mehr Erfolg.**

Das System, in dem wir leben, lässt uns glauben, wir alle hätten die gleichen Chancen und könnten mit etwas harter Arbeit das Gleiche erreichen. Doch die Realität ist eben ganz anders. Ein Studium kannst du dir nur leisten, wenn du es dir wortwörtlich leisten kannst. Ohne

die richtigen finanziellen Mittel ist dir der Zugang zur höheren Bildung verwehrt. Also musst du das Glück haben, in einer Familie zu sein, in der deine Erziehungsberechtigten dir das Studium finanzieren können. Oder du arbeitest nebenbei. Wobei, die Jobs für Student:innen sind meist schlecht bezahlt oder die Arbeitszeiten nur schwer vereinbar mit dem Studium.

Dieses vom Kapital getriebene System sieht uns Menschen nur als Produktionsstätte und will gar nicht,

**Dieses vom Kapital getriebene System will gar nicht, dass alle die gleichen Chancen haben.**

dass alle die gleichen Chancen haben. Denn wenn dem so wäre, hätte dieses System dafür gesorgt, dass alle die gleiche Ausgangslage haben, die gleichen Ressourcen. Um allen die gleichen Ressourcen zur Verfügung zu stellen, müsste jedoch das Gesamtkapital umverteilt werden. Das reichste Prozent der Schweiz müsste zum Wohle der restlichen 99 Prozent fair besteuert werden.

So könnten wir zum Beispiel ein Grundeinkommen einführen. Wir könnten kostenlose Kita-Plätze anbieten. Wir könnten Gesundheitskosten so gestalten, dass sie sich alle leisten können. Wir könnten die Bildung allen zugänglich machen. In einem System, das nicht vom Kapital getrieben ist, könnten wir den Tätigkeiten, den Berufen nachgehen, die uns Freude machen, ohne Angst um unsere Zukunft. Es wäre eine Zukunft für alle, eine Zukunft ohne Krisen.

300 000 Menschen streikten schweizweit am 14. Juni für einen Wandel des patriarchalen und kapitalistischen Systems. Eine zentrale Forderung war dabei die Bekämpfung von geschlechtsspezifischer, sexualisierter und häuslicher Gewalt. Dafür braucht es systemische Veränderungen und Massnahmen in den Bereichen Prävention, Schutz und Unterbringung sowie Strafverfolgung. Es braucht aber auch euch Männer. Es braucht eine klare Positionierung jedes einzelnen gegen Gewalt an Frauen.

Kürzlich sorgte eine Umfrage, welche die Entwicklungsorganisation Plan International Deutschland in Auftrag gegeben hat, für erschreckende Schlagzeilen. 34 Prozent der befragten Männer gaben an, gegenüber Frauen schon einmal handgreiflich geworden zu sein, um ihnen Respekt einzuflössen. Für jeden dritten Mann (33 Prozent) ist es akzeptabel, wenn ihm bei einem Streit mit der Partnerin gelegentlich die Hand ausrutscht. Befragt wurden je 1000 Frauen und Männer zwischen 18 und 35 Jahren. Die Umfrage wurde inzwischen stark kritisiert, vor allem in Bezug auf ihre Repräsentativität für die deutsche Durchschnittsbevölkerung. Die Zahlen sind daher kritisch zu betrachten.

Doch andere Studien zeigen das effektive Ausmass von geschlechtsspezifischer Gewalt. Gemäss einer repräsentativen Umfrage aus dem Jahr 2019 des Forschungsinstituts gfs.bern im Auftrag von Amnesty International haben 22 Prozent der befragten Frauen ungewollte sexuelle Handlungen erlebt. 12 Prozent erlitten Geschlechtsverkehr gegen den eigenen Willen. Statistiken des Eidgenössischen Büros für die Gleichstellung von Frau und Mann zeigen zudem, dass in der Schweiz alle zwei Wochen eine Frau infolge häuslicher Gewalt stirbt. Jede Woche überlebt eine Frau einen versuchten Femizid.

## Männer, solidarisiert euch!

Kantonale Daten in Zürich zeigen, dass die Polizei täglich 15 Mal aufgrund von häuslicher Gewalt intervenieren muss.

Wenn also jede fünfte Frau sexuelle Gewalt erlebt hat, muss man daraus schlussfolgern, dass eine nicht vernachlässigbare Anzahl von Männern Gewalt anwendet – ob

**Auch die Mehrheit der Männer, die Gewalt gegen Frauen klar ablehnt, muss in die Pflicht genommen werden.**

dies jetzt jeder Dritte ist oder nicht. Schlussendlich sind aber nicht nur diese das Problem. Die Mehrheit der Männer, die Gewalt gegen Frauen klar ablehnt, muss ebenfalls in die Pflicht genommen werden.

Deshalb hier ein Aufruf, euer eigenes Verhalten zu reflektieren: Setzt ihr euch für feministische Themen ein, zum Beispiel in eurem Freundeskreis oder im Arbeitsumfeld? Glaubt ihr Betroffenen von Gewalt? Schreitet ihr ein, wenn ihr Belästigung miterlebt? Sprecht ihr euch gegen sexistische Sprüche aus? Seid ihr mit mutmasslichen Tätern weiterhin befreundet?

Um geschlechtsspezifische Gewalt zu bekämpfen, braucht es Massnahmen wie Präventionskampagnen, offizielle Statistiken zu Femiziden, ausreichende Finanzierung für Schutz und Unterbringung und ein konsensbasiertes Sexualstrafrecht. Aber um Machtstrukturen und gewaltvolle Systeme nachhaltig zu verändern, müsst ihr Männer eure Privilegien hinterfragen und Verantwortung übernehmen. Deshalb: Männer, zeigt euch solidarisch!



Simon Stettler, Juso Stadt Zürich



Elena Fasoli, Mitglied der Geschäftsleitung Junge Grüne Zürich und Nationalratskandidatin

# «Meine Wähler:innen würden den unbehinderten Islam nicht mögen»

Der Stadtzürcher SP-Politiker Islam Alijaj kandidiert im Herbst für den Nationalrat. Im Gespräch mit Lara Blatter über seinen Wahlkampf nach amerikanischer Art wird deutlich: Wäre er nicht behindert, wäre er wohl bei der FDP gelandet.

*Steve Jobs ist Ihr grosses Vorbild, wieso?*

Islam Alijaj: Als Steve Jobs den «Apple I» sah, sah er die Zukunft und wusste, wie viele Möglichkeiten uns hiermit offen stehen. Das Gerät war quasi der erste Computer. Mit Wissenschaft und Technologie erschafft Jobs Dinge, welche die Menschheit in die Zukunft führen. Grosser Tech-Konzern hin oder her, das Visionäre an Jobs spricht mich an. Zudem sehe ich auch Parallelen zwischen uns, wir sind beide sehr charismatisch.

*Steve Jobs hat die Computerwelt revolutioniert und Sie wollen das Behindertenwesen revolutionieren und gar eines Tages im Bundesrat sitzen.*

Mein Buch, das kürzlich erschienen ist, fängt mit dieser Vision an. Wenn ich eines Tages für den Bundesrat kandidieren würde, dann nur, damit festgehalten wird, dass einer wie ich angetreten ist: ein behinderter Mann, ein Zürcher Secondo mit kosovarischen Wurzeln und dem Namen Islam.

*«Ohne Behinderung wäre er schon längst Nationalrat, oder gar nicht in der Politik, schon gar nicht bei der SP», sagt Filmemacher François Loriot über Sie in Ihrem Buch und bezeichnet Sie als «Wirtschaftsfuzzi».*

Ja, da hat François vielleicht gar nicht so unrecht. Wäre ich nicht behindert, wäre ich wohl ein erfolgreicher, reicher Typ geworden, der vielleicht in der FDP wäre. Meine Wähler:innen und Untersützer:innen würden den unbehinderten Islam vielleicht nicht mögen.

*Ehrliche Worte. Wieso sind Sie dennoch in der SP gelandet?*

Es ist, wie es ist. Ich stecke in meinem behinderten Körper fest und kann ihn nicht ändern. Aber ich kann die Umwelt und die Gesellschaft ändern. Und diese Gedanken haben mich zur SP gebracht. Für mich war immer klar, dass ich zwei Optionen habe: Entweder fahre ich einen Egotrip oder ich stehe für die Sache ein und engagiere mich für eine inklusive Gesellschaft. Und diese kann nur eine Sozialdemokratie erreichen. Aber auch die SP ist ableistisch, es gibt noch viel zu tun.

*Wie werden Sie innerhalb der Partei diskriminiert?*

Das Bewusstsein für Diskriminierung ist in der SP im Vergleich zu anderen Parteien sehr wohl vorhanden, aber unbewusst passieren viele Dinge.

Veranstaltungen sind selten rollstuhlgängig oder für Gehörlose konzipiert. Die Politiker:innen an den Spitzen sind alle nicht behindert und es gibt auch Parteimitglieder, die das nicht anders haben wollen. Ich hatte mal eine Genossin, die nicht daran glaubte, dass ich ein politisches Amt ausüben kann. Das ist ableistisch. In meiner täglichen Arbeit beweise ich nun das Gegenteil.

*Sie haben eine Cerebralparese, weshalb Sie im Rollstuhl sitzen und eine Sprechbehinderung haben. Warum denken Sie, werden Sie von anderen Menschen unterschätzt?*

Heute werde ich nicht mehr so unterschätzt wie früher. Man kennt mich mittlerweile, da ich schweizweit als Politiker und Aktivist unterwegs bin. Aber früher dachten viele aufgrund meiner Art, wie ich spreche, ich sei geistig behindert.

Das Bild von uns Behinderten in der Gesellschaft ist verzogen. Wir gelten als arme, hilflose Geschöpfe, die man versorgen muss. Man kann uns höchstens mit Guetzli backen, Briefe verpacken oder mit einfachen Holzarbeiten beschäftigen. In Machtpositionen sieht man uns Menschen mit Behinderungen nicht. Zudem glaube ich, dass wir Menschen ohne Behinderungen an ihre eigene Verwundbarkeit erinnern. Von einer Sekunde auf die nächste können sie auf der gleichen Stufe landen wie ich. Davor haben viele Angst.

*Mit der Inklusionsinitiative fordern Sie bessere Teilhabebedingungen für behinderte Menschen am gesellschaftlichen Leben. Was heisst das konkret?*

Wir wollen in der Bundesverfassung dieselbe proaktive Formulierung, wie wenn es um Geschlechter geht. Menschen mit Behinderungen wollen selbst bestimmen können, wo und wie sie leben. Auch sind wir von diversen Bereichen ausgeschlossen, sei es in der Bildung, Kultur oder der Wirtschaft. Ein konkretes Beispiel, das mich ebenfalls betrifft, sind Assistenzen. Wir brauchen diese, damit wir berufliche oder politische Tätigkeiten ausüben können. Ohne Assistenz gelingt die Gleichstellung von Menschen mit Behinderungen nicht.

*Im Februar 2022 wurden Sie in den Gemeinderat gewählt. Könnten Sie dort Ihren Beitrag auch ohne Assistenz leisten?*

Nein. Damit sich meine Intelligenz entfalten kann, brauche ich Unterstützung. Klar, ich könnte es auch ohne meine Assistentinnen, aber nur mit

einer Assistenz kann ich auf Augenhöhe mit den anderen Politiker:innen politisieren. Und darum geht es. Ich bin ein vom Volk gewählter Vertreter. Punkt. Ich muss das Amt ausüben können. Da muss kein:e Sachbearbeiter:in der IV oder einer anderen Stelle meinen, ich sei zu aufwändig.

*Für was brauchen Sie Ihre Assistentinnen?*

Meine Assistentinnen verfassen Mails, helfen mir im öV oder lesen im Gemeinderat meine Voten vor. Sie machen mein Engagement überhaupt erst möglich. Mein Körper alleine könnte die politische Arbeit nicht bewältigen, mein Kopf schon. Als Politiker, Vater und Unternehmer brauche ich pro Monat minimum 220 Stunden an Unterstützung. Und diese finanziert zu bekommen, war ein

## «Nur mit einer Assistenz kann ich auf Augenhöhe politisieren.»

Islam Alijaj

grosser politischer Kampf. Denn es ist ein riesiger Flickenteppich. Die Zeit hätte ich lieber in die Arbeit im Gemeinderat investiert.

*Befürchten Sie manchmal, dass Sie wegen des grossen Aufwands Ihr Amt niederlegen müssen?*

Jeden Tag. Aber Aufgeben ist keine Option, denn dann kommen die Leute und meinen: «Ich habe es immer gesagt, so einer wie du kann nicht in die Politik.» Darum zwingt ich meinen Körper und nehme viel in Kauf. Das letzte Jahr war sehr streng und körperlich zahle ich nun den Preis: Ich habe öfter Schmerzen und die Spastiken nehmen zu. Es frisst mich manchmal auf, aber ich muss zeigen, wie eine inklusive Gesellschaft aussehen könnte, damit es die Menschen glauben. Mein Ziel war immer der Nationalrat und nun ist dieses Ziel in Griffnähe. Ich spüre es.

*Warum sind Sie so ehrgeizig?*

Meine politische Karriere ist mir scheinbar egal. Es geht nicht um mich, es geht um ganz viele Menschen mit Behinderungen. Sie haben Hoffnungen und wollen dazu gehören.

*Das klingt alles sehr anstrengend, macht Ihnen Politik auch Spass?*

Die Politik ist für mich der Schlüssel für eine inklusive Gesellschaft. Diesen Umweg musste ich gehen. Aber natürlich mache ich es auch gerne, sonst würde ich ausbrennen. Und ich bin offenbar ja auch ein guter Politiker. Du musst mit den Leuten sprechen können, sie abholen und für Ideen gewinnen – das kann ich.

*Das biografische Manifest, wie Sie Ihr Buch nennen, bedient sich einer sehr pathetischen Sprache. Sie haben zudem einen Podcast, und auch Ihr Auftritt im Internet ist sehr proaktiv – Sie rasen mit ihrem Kopf durch eine rote Wand. Alles Wahlkampf?*

Ja. Ich will einen amerikanischen Wahlkampf führen. Bereits 2019 kandidierte ich als Nationalrat. Nebst dem Fakt, dass mich rund 62 400 Menschen gewählt haben, haben mich auch etwa 8000 aktiv von der Liste gestrichen. Vielleicht, weil ich behindert bin oder wegen meinem Namen. Ich weiss es nicht. Für mich war klar: Ich kann nicht hoffen und auf einen klassischen Wahlkampf setzen, da gehe ich unter. Und Schweizer Wahlkämpfe sind auch sehr langweilig. Die Amerikaner:innen machen crazy Sachen, darum passt das zu mir. Sollen die Leute denken, was sie wollen. Und ausserdem: Alle US-Präsidentschaftskandidat:innen haben ein Buch – darum brauche ich auch eines.

*Darin heisst es, dass Sie sich früher auch selbst viel kleiner machten, als Sie sind. Sie sprachen lange nicht und waren schulisch unterfordert.*

Ich unterschätzte mich selbst und sah oft keinen Sinn in meinem Leben. Lange Zeit habe ich geschwiegen, weil ich mich schämte. Ich dachte, so ist mein Leben jetzt: Ich existiere zwar, aber niemand interessiert es. Aber ich habe es geschafft, meine Karten neu zu mischen.

*Inwiefern?*

Ich machte eine KV-Ausbildung in der Brunau-Stiftung. Nach der Lehre wollte ich die Berufsmaturität nachholen und Wirtschaft studieren. Weder die Stiftung noch die Invalidenversicherung glaubten daran, dass ich im ersten Arbeitsmarkt eine Chance hätte. Und da begriff ich: Man will mich im System behalten. Im Behindertenwesen sind Menschen mit Behinderungen das eigentliche Produkt und nicht die Kund:innen.

*Wie meinen Sie das konkret?*

Ohne uns Menschen mit Behinderungen fliesst kein Geld. Unser System ist so aufgebaut, dass Heime und Institutionen Menschen integrieren sollen. Sie erhalten Geld, wenn sie Menschen mit Behinderungen platzieren. Das führt zu finanziellen Fehlanreizen, denn so haben sie kein Interesse daran, dass Menschen mit Behinderungen auf eigenen Beinen stehen oder im ersten Arbeitsmarkt einen Job finden. Diese Fehlanreize verunmöglichen oft die Integration.

*Was braucht es Ihrer Meinung nach, dass sich das ändert?*



«Mein Talent steckt in einem beschädigten Körper fest», schreibt Islam Alijaj in seinem Buch «Wir müssen reden». zVg

Wir müssen nichts Neues erfinden, nur endlich bestehende Gesetze umsetzen. Das Behindertenwesen müssen wir so umkrempeln, dass die UNO-Behindertenkonventionen endlich umgesetzt werden kann. Dafür kämpfe ich und stelle deshalb auch unsere Invalidenversicherung infrage. Allein schon der Begriff invalid ist problematisch. Gibt es gültige und ungültige Menschen?

*In dieser Debatte stehen auch immer wieder Sonderschulen versus integrative Schulen im Fokus. Kürzlich hiess es in der NZZ etwa, dass aufgrund des Fachkräftemangels das Konzept der integrativen Schule in der Krise stecke. Lehrer:innen sowie Schüler:innen seien überfordert. Wie sehen Sie das?*

Den Fachkräftemangel bekämpfen wir nicht, wenn wir die integrative Schule abschaffen. Ich bin Realist: Momentan geht der Trend eher in eine andere Richtung. In der Bildungspolitik stehen wir behinderten Menschen ganz hinten an. Anstatt den Fachkräftemangel in seinen Wurzeln zu bekämpfen, baut man da ab, wo es am wenigsten Widerstand gibt und fördert so eine Zweiklassengesellschaft. Aus diesem Grund sollten Sonderschulen abgeschafft werden. Ich bin der Überzeugung, dass wenn Schulen inklusiver arbeiten, wachsen Kinder mit einem anderen Gedankengut auf.

*Heute sind Sie verheiratet und haben zwei Kinder. Haben Sie Respekt vor dem Moment, wo ihre Kinder merken, dass ihr Vater anders ist als die Mehrheitsgesellschaft?*

Diese Momente sind bereits gekommen. Als meine Kinder noch kleiner waren, war alles selbstverständlich und normal. Langsam merken sie, dass da doch etwas ist. Noch finden sie ihren Vater und seine Arbeit als Politiker cool. Aber es werden Momente kommen, wo die Meinungen der Außenwelt auf sie prallen. Doch sie sind eigenständige Wesen und werden für ihren Vater und ganz viele andere Menschen einstehen.

*In Ihrem Buch beschreiben Sie Ihren eigenen Wandel sehr eindrücklich, ohne Vorurteile gegenüber dem Kosova zu reproduzieren. Sie sagen, wären Sie nicht in Zürich erwachsen geworden, wären Sie ein anderer Islam Alijaj. Wie hat die Stadt Sie geprägt?*

Zürich hat mich gelehrt, weltoffen zu sein und nicht zu bewerten. Als ich angefangen habe, mich mit Politik zu beschäftigen, habe ich realisiert, wie verschiedene Diskriminierungsformen zusammenspielen. Ich bin behindert und habe einen Migrationshintergrund, aber was wäre, wenn ich noch dazu schwul, weiblich, schwarz oder queer wäre? Dieses Denken habe ich von Zürich gelernt. Die Stadt ist leistungsorientiert und gleichzeitig offen für andere Lebensformen und Kulturen. Mein Charakter und Zürich passen wie die Faust aufs Auge – ich gehöre hierhin.

Islam Alijaj, Christine Loriol: **Wir müssen reden**. Ein biografisches Manifest. Mit Texten von Christoph Keller / Mit einem Vorwort von Pascale Bruderer. Limmat Verlag 2023, 224 Seiten, 29 Franken.



# «Lass uns darüber reden»

Zurich Pride Demonstrationsumzug, Samstag, 17.6.23

Bilder: Thierry Frochoux



# «Das macht mir Angst. Und es macht mich wütend.»

**In Zürich müssen Drag-Lesungen für Kinder von Aktivist:innen und der Polizei geschützt werden. Simon Muster im Gespräch mit dem Schaffhauser Tobias Urech alias Mona Gamie über eine Eskalation, die sich abgezeichnet hat.**

Wir treffen Tobias Urech an einem sonnigen Montagmorgen vor dem ehemaligen Barfüsser im Zürcher Niederdorf. Das Barfüsser gilt als eine der ersten Schwulen- und Lesbenbars in Europa – hier wurden rauschende Partys gefeiert, hier konnte man aus dem aufgezwungenen bürgerlichen Doppelleben ausbrechen. Und hier wurde man in den 1960er-Jahren von der Zürcher Polizei drangsalieren, die – angetrieben von Medien und Politik – gegen den «homosexuellen Sumpf» vorging, Menschen auf offener Strasse zwang, ihre Hosen abzuziehen und sie anschliessend in einem «Schwulenregister» eintrug.

Heute heisst das Barfüsser «Kweer». Durch den Tag ein hippe Kaffee wie viele in Zürich, am Abend eine Bar mit Veranstaltungen wie «Drag Bingo» oder «Queer Speedfriending». Regenbogenflaggen kleiden das Innere aus.

*Tobias, vorhin beim Kaffee bestellen hast du gesagt, du hättest am Wochenende zwei Auftritte gehabt und du seist noch ein wenig übernächtigt. Wie wars?*

Tobias Urech Es war schön. Am Samstag hatte ich einen Auftritt an einer lesbischen Hochzeit, an der ich den ganzen Abend gesungen habe – deswegen ist meine Stimme heute auch ein wenig belegt (lacht). Gestern war ich dann bei einem Treff von schwulen Männern in Schwyz, der im Restaurant Hirschen stattfand.

*Das klingt nach einer schönen Erfahrung, die sich mit der aufgeheizten politischen Debatte rund um Drag-Performer:innen wie dich kontrastiert. Erst vor wenigen Wochen musste eine Drag-Lesung für Kinder in Oerlikon von Aktivist:innen und der Polizei von rechten Demonstrant:innen mit Verbindungen zur Reichsbürgerbewegung geschützt werden – zwei SVP-Politiker hatten zum Protest gegen die Lesung für Kinder aufgerufen. War das auch ein Thema an deinen Auftritten?*

T.U.: Im Zusammenhang mit den Auftritten vergangenes Wochenende war das kein Thema, aber ich hatte vor zwei Wochen einen Auftritt mit zwei anderen Dragqueens und dort hatten wir mehr Zeit, das Thema auszubreiten. Einerseits, weil wir direkt in der Schusslinie stehen, aber auch, weil viele andere Menschen in unserer Community betroffen sind von dieser gefährlichen Eskalation.

*Was löst es in dir aus, dass du als Drag-Performerin so unvermittelt in der Schusslinie einer politischen Debatte stehst?*

(überlegt) Ganz so unvermittelt geschieht das ja nicht.

*Wie meinst du das?*

Die queere Community stand schon immer unter Druck. Neu ist, dass wir auch in der Öffentlichkeit mehr und positiver repräsentiert werden und dadurch vielleicht ein wenig vergessen geht, dass queere Menschen immer noch mit grossen Problemen konfrontiert sind. Man überlegt sich immer, wo man sich auf der Strasse zeigen kann und wo nicht. Am wenigsten schlimm ist noch, wenn du auf der Strasse verbal angefeindet wirst, aber mir hat auch schon mal jemand eine Getränkedose angeworfen, als ich auf der Strasse meinen damaligen Freund geküsst habe. Dieser Druck wirkt sich ganz konkret auf die Gesundheit von queeren Menschen aus: Die Suizidalität ist signifikant höher als bei anderen Bevölkerungsgruppen. Das zeigt sich besonders bei trans Jugendlichen: 68 Prozent von ihnen haben gemäss einer Studie von 2019 ernsthafte Suizidgedanken. Der Druck auf die queere Community hat also schon immer bestanden, aber der Angriff, den wir jetzt beobachten können, hat eine neue Vehemenz. Auf die Frage, was dieser neuerliche Angriff in mir auslöst: Auf rationaler Ebene lassen mich die letzten Monate etwas ratlos zurück. Auf der emotionalen Ebene macht mir das alles Angst. Und es macht mich wütend.

**Der Druck auf die queere Community hat schon immer bestanden, aber der Angriff, den wir jetzt beobachten können, hat eine neue Vehemenz.**

*Von aussen her betrachtet scheint der Backlash, den wir gerade erleben, eine Reaktion auf eine relative Öffnung der letzten Jahre zu sein: Die Realityshow «Ru Pauls Drag Race» hat Drag in den letzten Jahren in die Popkultur katapultiert.*

Ja, wobei Drag ja nicht neu an die Öffentlichkeit tritt – Drag gab es schon immer. Das Travestieduo

Mary und Gordy hatte in den 80er- und 90er-Jahren in Deutschland ganze Hallen gefüllt mit seinen Shows, die sogar im Fernsehen übertragen wurde. Aber klar, in den zehn Jahren, in denen ich inzwischen in Zürich lebe, ist eine riesen Dynamik entstanden – früher war die Pride zum Beispiel eine viel kleinere Veranstaltung und heute kommt man während besagtem Wochenende kaum noch über das Kasernenareal. Gleichzeitig finde ich es schwierig, die rechte Gegenreaktion auf die Sichtbarkeit von queeren Menschen zurückzuführen.

*Wieso?*

Weil in der ganzen Debatte viele Dinge politisch und medial vermischt werden. Da gibt es die LGBTQ-Community, die für ihre Rechte kämpft, es gibt Drag-Lesungen für Kinder und auch eine verzerrte Gleichstellungsdebatte, die sich nur um den Genderstern zu drehen scheint. Die Rechte profitiert davon, dass all diese unterschiedlichen Themen diffus vermischt werden. Sie nutzt damit opportunistisch das verständliche Gefühl bei gewissen Teilen der Bevölkerung aus, der Dynamik bei Geschlechterthemen nicht folgen zu können.

*Versuchen wir also, die Debatte zu entwirren. Beginnen wir bei dir: Was ist für dich Drag?*

Drag ist für mich ein Teil meines Lebens und inzwischen nicht nur ein Hobby, sondern zu einer Nebeneinkunft geworden. Als Drag Queen lege ich Frauenkleider an, Stöckelschuhe, Perücken und spiele die Kunstfigur Mona Gamie. Für mich ist Drag die Möglichkeit, eine Femininität zu zelebrieren, bei der es gesellschaftlich nicht akzeptiert ist, wenn sie ein Mann ausdrückt. Und ich feiere damit Weiblichkeit und möchte zeigen, dass sie eine Stärke ist, keine Schwäche.

*Was hat dein Interesse an Drag geweckt?*

Ich wurde aus der Not heraus als Drag Queen geboren (lacht). Für eine Party der Milchjugend, eine LGBTQ-Jugendorganisation, bei der ich lange im Vorstand war, suchte man eine Drag Queen für einen Auftritt. Das war vor zehn Jahren und die Drag-Community war in einem Tief, es war also nicht so einfach wie heute, jemanden für den Auftritt zu finden. Da bin ich spontan eingesprungen. In der Heilsarmee-Brocki in Schaffhausen habe ich dann ein Kleid und Stöckelschuhe gekauft, an der Langstrasse in Zürich eine Perücke. Und dann war ich ausgerüstet.



*Glaubst du, dass die Diskussion um Drag-Performer:innen und trans Personen gerade deshalb vermischt wird, weil beide aufzeigen, dass Geschlechterrollen nicht stabil sind?*

Klar, Geschlechterrollen betreffen alle, wir alle leben in diesen Kategorien, die uns zugeschrieben werden. Und sie werden seit jeher gesellschaftlich ausgehandelt und neu aufgebaut. Ich kann verstehen, dass man verunsichert ist, wenn Gewissheiten ins Wanken kommen. Aber es geht dabei nicht darum, den Leuten etwas wegzunehmen. Ich will nicht, dass alle Jugendlichen queer werden, ich will nur, dass queere Jugendliche ein lebenswertes Leben haben. Ein Paradebeispiel für die Vermischung, die du angesprochen hast, ist ein kürzlich erschienener Leitkommentar des NZZ-Chefredaktors über Drag-Lesungen, trans Personen und den Genderstern. Die immer grössere Individualisierung von Identitäten sei eine Gefahr für die liberale Demokratie. «Der Liberalismus hat sich zu Tode gesiegt, und jede Minderheit fordert ein Maximum an Rechten. Doch auch die Mehrheit verdient Respekt.» Dazu vorausschickend: Ich nehme die immer grössere Individualisierung von Identitäten auch wahr. Gerade in meiner Arbeit bei der Milchjugend tauchten immer wieder neue Identitäten auf, neue Flaggen, neue Forderungen. Und das hat auch mich manchmal herausgefordert. Mit bald 30 Jahren gehöre ich für einen 16-Jährigen ja bereits zum alten Eisen. Ich glaube aber, man muss eine Offenheit bewahren, auch wenn die neuen Wörter vielleicht zuerst kompliziert sind. Gleichzeitig darf man nicht vergessen, dass trotz manchen kleingliedrigen Identitäten die übergeordneten Machtstrukturen weiter wirken.

*Kannst du das genauer ausführen?*

Dass es heute aber mehr Identitäten gibt – oder überhaupt Minderheiten, die Rechte einfordern –, ist nicht erstaunlich, sondern gerade im Liberalismus angelegt. In liberalen Demokratien passierten von Beginn weg Ausschlüsse jener, die nicht der Norm entsprachen. Zugang zu Demokratie und Gesellschaft wurden von den Ausgeschlossenen hart erkämpft. Für die eigenen Rechte kämpfen kann aber nur, wer auch benennt, wofür sie oder er ausgeschlossen wird. Das gilt für die queere Bewegung genauso wie für feministische und anti-rassistische Bewegungen. Es ist also absurd, dass jene, die immer behaupten, im Liberalismus seien doch alle mitgemeint, dann uns vorwerfen, wir würden uns mit unserer Identität von der Mehrheitsgesellschaft abspalten – wie sonst sollen wir die Unterdrückung benennen?

*Besonders bei Drag-Lesungen wie jene, die Mitte Mai in Zürich unter Polizeischutz gestellt werden musste, argumentieren die Rechten oft mit dem Kindeswohl.*

Das ist ja nichts Neues, auch gegen die Schwulenbewegung und gegen das Frauenstimmrecht wurde mit dem Kindeswohl Stimmung gemacht. Drag-Lesungen sind private Veranstaltungen, wo



Tobias Urech alias Mona Gamie. (Bild: Bea Will)

Eltern freiwillig ihre Kinder hinbringen. Und der Erfolg dieser Lesungen und die Rückmeldungen zeigen, dass die Kinder interessiert sind und über Geschlechterrollen sprechen wollen. Darum sind auch solche Veranstaltungen wie der sogenannte Gendertag in Stäfa so wichtig: Wir wollen mündige Bürgerinnen und Bürger, die genauso kompetent über Geschlecht sprechen können wie zum Beispiel über eine internationale Steuerreform. Ein anderes Argument, das oft angeführt wird: Der Wandel bei den Geschlechterrollen verlaufe nicht demokratisch, sondern werde der Mehrheit von einer kleinen kulturellen Elite aufoktroziert. Ich wäre gern Teil der kulturellen Elite in der Schweiz. Wenn das Opernhaus also mit Mona Gamie zusammenarbeiten möchte, kann es sich gerne melden. Aber ernsthaft: Wer soll dann diese Mehrheit sein? Ich mag den Begriff zwar nicht, aber als Vereinfachung hilft das Bild des alten weissen cis-heterosexuellen Mannes, um aufzuzeigen, für wen das Fantasma der sich verändernden Geschlechterrollen eine Bedrohung darstellt. Er gilt gesellschaftlich immer noch als der Standard. Die SVP, die als wählerstärkste Partei die tatsächliche Elite vertritt, nutzt das zynisch aus.

Eigentlich immer, wenn es um ein Geschlechterthema geht, landet die Diskussion unweigerlich beim Genderstern. Um es ganz offen zu sagen: Es ist mir Wurst, ob Menschen gendern oder nicht. Ich finde es richtig und wichtig, weil Sprache konstruiert unsere Realität mit. Aber diese ständigen Streitgespräche, Feuilletonbeiträge und Umfragen in den bürgerlichen Medien sind hanebüchen. Wahrscheinlich hat das überbordende Interesse der Medien damit zu tun, dass Journalisten mit Sprache arbeiten und sich deshalb persönlich getroffen fühlen, wenn Sprachkonventionen herausgefordert werden. Mir geht es um Anerkennung, bei der Sprache ein Teil ist, aber nicht das Hauptziel. Das Ziel ist viel materieller, etwa, dass man sich als queere Person auf der Strasse nicht mehr fürchten muss und alle Geschlechter in allen Lebensbereichen gleichgestellt sind.

*Wenn wir schon bei den Medien sind: Die Tagesanzeiger-Chefredaktorin sagte kürzlich im Zusammenhang mit der Berichterstattung über den Gendertag in Stäfa, der wegen Drohungen gegen die Lehrpersonen abgebrochen werden musste, dass Journalist:innen nur das Unbehagen der Bevölkerung aufnehmen und abbilden würden. Wie nimmst du das wahr?*

Medienhäuser stehen natürlich unter Druck und Debatten, die sich um Genderthemen entfalten, funktionieren gut in der Aufmerksamkeitsökonomie. Die SVP hat das erfolgreich ausgenutzt. Ob man den Journalist:innen Bösartigkeit vorwerfen kann, dass sie den Ball von rechts so dankbar aufnehmen, sei hier mal dahingestellt. Aber man generiert zumindest bewusst Klickzahlen mit der Diskriminierung von Minderheiten.

*Der Literaturwissenschaftler Adrian Daub meinte gegenüber der «Republik», dass die Schweizer Rechte den Diskurs rund um Dragqueens und Genderthemen von den Vereinigten Staaten importiert.*

Ich finde es schwierig, wenn wir in der Schweiz immer die Position vertreten, jeder böse Diskurs käme von aussen. Diese Phobien stecken ganz tief in uns drinnen, sonst würden sie in der Schweiz nicht so gut funktionieren. Klar orientiert man sich an der amerikanischen Debatte, aber ich glaube, dass sie bei uns anders funktioniert als in den Vereinigten Staaten, wo die Bevölkerung stärker polarisiert ist. Bei uns haben sich 2020 über 60 Prozent gegen die Hassrede gegen schwule, lesbische und bisexuelle Menschen ausgesprochen; 64 Prozent haben ja zur Ehe für alle gesagt. Und auch wenn ich die Themen nicht vermischen will, ist auch der Gendertag, gegen den die SVP in Stäfa Stimmung gemacht hat, im Lehrplan 21 mehrfach demokratisch abgestützt – die Gegner:innen des Lehrplans sind etwa in den Kantonen Schaffhausen und Zürich an der Urne wuchtig gescheitert. In der Schweiz besteht also ein relativ grosser demokratischer Konsens, die Rechte von Minderheiten zu stärken. Die Schweizer Story ist eigentlich, dass die grösste Partei des Landes alles dafür tut, diesen Konsens zu untergraben.

*Machst du dir Sorgen, dass wir uns in eine ähnliche Richtung wie die Vereinigten Staaten bewegen?*

Ja, schon. Worte des Hasses schüren schliesslich Taten. Man muss sich das nochmals vergegenwärtigen: Erst letzten Herbst hat die neofaschistische Gruppe Junge Tat eine private Drag-Lesung für Kinder gestört. Und genau mit solchen Antidemokraten legt sich die stärkste Partei des Landes ins Bett, was auch zeigt, wie normalisiert Homo- und Transphobie noch ist. Das macht mir Angst. Ich habe aber auch die Hoffnung, dass von der Mitte der Gesellschaft ein Bekenntnis gegen die Diskriminierung von queeren Menschen kommt. Damit das aber möglich ist, sind auch die Parteien der Mitte und Mitte-rechts gefragt – es kann nicht sein, dass sie sich der Verantwortung entziehen und einfach zuschauen.

Dieses Interview ist zuerst in der «Schaffhauser AZ» erschienen.

# Wo sind die Vögel hin?

**Die Schweizer Vogelwelt hat sich über das vergangene Jahrhundert stark verändert. Ein Bericht von BirdLife Schweiz geht dem markanten Artenschwund nach und erklärt die Gründe.**

Angela Bernetta

Die hiesige Vogelwelt hat über die vergangenen hundert Jahre stark Federn gelassen. Der Biologe Beat Wartmann, Vizepräsident von BirdLife Schweiz, hat anlässlich des 100-Jahr-Jubiläums der Umweltschutzorganisation eine Analyse vorgelegt, welche die Verhältnisse in der Vogelwelt über das letzte Jahrhundert vergleicht. Als Referenzregion diente Wartmanns Arbeit die Agglomeration von Zürich, konkret das Glatt- und Limmattal.

Heute brüten in den genannten Regionen nur noch wenige der einst verbreiteten Arten in teilweise verschwindend kleiner Zahl. Für alle anderen sei die heutige ausgeräumte Landschaft zur Siedlungs- und Agrarwüste geworden, schreibt Wartmann. Fanden etwa Steinkauz, Kleinspecht und Wendehals früher viele naturnahe Lebensräume vor, sind sie heute im Schweizer Mittelland gar nicht mehr oder nur noch vereinzelt unterwegs. Rebhuhn, Raub- und Rotkopfwürger oder der grosse Brachvogel sind in der Schweiz gar ganz ausgestorben.

## Zerstörte Lebensgrundlage

Gemäss Wartmann lassen sich die Vogelbestände vor 100 Jahren zwar nicht mehr genau ermitteln, da damals niemand die Gefiederten zählte. Anhand des Artenschwunds lässt sich aber etwas über die damalige Artenvielfalt sagen. Dieser setzt(t)en vor allem die Siedlungs- und Landwirtschaftspolitik zu. Einschneidend für Natur und Vogelwelt war etwa die Anbauschlacht während des Zweiten Weltkriegs, welche die Selbstversorgung in einer von Nazis und Faschisten umzingelten Schweiz zum Ziel hatte. 60 000 Hektaren Land wurden entwässert, 11 000 Hektaren Wald gerodet und 80 000 Hektaren melioriert. Wartmann zeigt für dieses den Umständen geschuldete Vorgehen zwar Verständnis, weist aber auch darauf hin, dass

**Heute zerstören vor allem die intensiv betriebene Landwirtschaft und das sukzessive Entfernen von naturnahen Strukturen die Lebensgrundlage der Gefiederten.**



Der Raubwürger brütete damals vielerorts im Mittelland. Heute ist er längst ausgestorben. (Aus J.F. Naumann: Vögel Mitteleuropas, 1897-1903)

diese Flächen für Natur und Vogelwelt verloren geblieben sind. Auch die massive Obstbaum-Fällaktion ab 1955, angeordnet vom Bundesrat wegen grassierendem Alkoholismus, schadete Natur und Vögeln nachhaltig.

Heute zerstören vor allem die intensiv betriebene Landwirtschaft und das sukzessive Entfernen von naturnahen Strukturen die Lebensgrundlage der Gefiederten. In intensiv gemähten und gedüngten Wiesen habe es kaum noch Blumen und ergo immer weniger Insekten, die vielen Vögeln als Nahrung dienen, schreibt Wartmann.

Nur wenige Arten profitierten davon. So er-

leichtern die häufig gemähten Wiesen etwa Mäusebussard oder Rotmilan die Jagd. Anpassungsfähige Vögel wie Krähen oder Türkentauben schätzen die günstigen Lebensbedingungen entlang der Dörfer und Städte.

Wartmann bilanziert, dass eine Landwirtschaftspolitik, die eine nachhaltige Bewirtschaftung fördert, den Artenrückgang stoppen kann. Ferner sei ein landesweites System von Schutzgebieten nötig. Da bereits viele Ökosysteme zerstört wurden, reicht der Schutz bestehender Gebiete allerdings nicht aus, sondern es bedarf zusätzlicher Flächen.

# Lieber Wind als warme Luft

Der Bundesrat hatte am Abstimmungssonntag beim Klima- und Innovationsgesetz die Mehrheit hinter sich. Die SVP und der halbe Freisinn scheinen allerdings nicht daran zu denken, den Entscheid des Souveräns zu akzeptieren. Dieser Eindruck entsteht zumindest, wenn man sich die Berichterstattung von NZZ und «Tagi» zu Gemüte führt. Der Reihe nach: Mit dem Ja vom Sonntag steht das Netto-Null-Ziel 2050 fest. Ebenfalls klar ist, dass es nun Beiträge für den Ersatz von fossilen Heizungen gibt und vor allem dafür, endlich die wahren Stromfresser loszuwerden, die Elektroheizungen nämlich. Alte Elektroheizungen allein verbrauchen im Winter zehn Prozent des Stroms. Werden sie durch moderne Wärmepumpen ersetzt, brauchen wir nicht «viel zusätzlichen Strom», wie vor und nach der Abstimmung immer wieder zu lesen war, sondern wir sparen unter dem Strich welchen ein.

Aber natürlich wird es Gewinner:innen und Verlierer:innen geben. Zu letzteren zählen jene, die seit Jahrzehnten prächtig vom Handel mit Benzin- und Dieselaautos, Benzin, Diesel etc. leben. Oder jene, die immer noch am liebsten den überschüssigen Bandstrom der AKW dazu verwenden würden, in den Pumpspeicherkraftwerken nachts das Wasser hochzupumpen und es über Mittag, wenn Nachfrage und Preis hoch sind, gewinnbringend zu turbinieren.

Denn wenn über Mittag die Sonne scheint, wenn sich nachts die Windräder an der Nordsee drehen, wenn das europaweite Stromnetz adäquat ausgebaut ist und der europaweite Handel mindestens so gut funktioniert wie bisher, dann läuft die Versorgung mittels der Erneuerbaren bestens. Womit wir bei des Pudels Kern angelangt sind:

**Wollen wir bis in alle Ewigkeit so tun, als seien wir total unabhängig von wem auch immer und könnten uns, mitten in Europa, ohne Bodenschätze, ohne ausreichende Lebensmittelproduktion und ohne Meeranstoss, mit allem selbst versorgen?**

Wollen wir bis in alle Ewigkeit so tun, als seien wir total unabhängig von wem auch immer und könn-

ten uns, mitten in Europa, ohne Bodenschätze, ohne ausreichende Lebensmittelproduktion und ohne Meeranstoss, mit allem selbst versorgen? Oder finden wir es sinnvoller, uns mit unseren Nachbarn zusammenzutun und gemeinsam dafür zu sorgen, dass alle genügend Strom aus erneuerbaren Quellen bekommen?

Doch es gibt noch ein Problem: Angenommen, die Windräder im Norden laufen gut, sie können viel Strom liefern. Doch es sind auch AKW in Betrieb und speisen Strom ins Netz. Ihre Produktion zu drosseln beziehungsweise sie ganz abzustellen, geht nicht von jetzt auf gleich. AKW und Erneuerbare vertragen sich nicht. Also muss notgedrungen das Windrad vom Netz, damit es nicht zu einer Überlastung kommt. «Seht, es reicht eben doch nicht mit den Erneuerbaren allein!», frohlocken die Freund:innen der Atomkraft, und die Gegner:innen der Windkraft freuen sich. Beziehungsweise, so war es bis letzte Woche. Am Sonntag jedoch hat sich die Mehrheit entschieden, und zwar für die Erneuerbaren. Umso seltsamer mutet es an, dass die SVP und die halbe FDP, offensichtlich unberührt von diesem Entscheid des Souveräns, darauf beharren, das mit den Erneuerbaren funktioniere nicht, und wir müssten jetzt subito auf ihre Atom-Linie einschwenken.

Tun sie doch gar nicht!, höre ich. Nicht? In ihrem Kommentar im «Tages-Anzeiger» vom 19. Juni schreibt Raphaela Birrer über frei stehende Solarstromanlagen in den Alpen und Windparks, «in der konkreten Umsetzung erschwert der nach wie vor unerbittliche Widerstand von Naturschützern den Erfolg solcher Projekte». Tatsächlich? War es nicht der «Tagi», der ausführlich berichtete, wie eine Nationalrätin der SVP an ihrem Wohnort Hagenbuch eine Abstandsregel für Windräder durchbrachte, die deren Bau erstens verunmöglicht und zweitens nicht mit übergeordnetem Recht kompatibel sein dürfte? Und druckt die NZZ nicht seitenlange Porträts von bürgerlichen Männern, die in Schlössern leben und sich angeblich nur deshalb gegen Windräder einsetzen, weil diese die Landschaft verschandelten? Zum Glück sind unsere Autobahnen schon gebaut...

Raphaela Birrer schreibt weiter, «im Hinblick auf den mittelfristigen Strommix muss zudem die Rolle der CO<sub>2</sub>-neutralen Atomkraft offen und ideologiefrei diskutiert werden». Warum muss sie denn das? Um Atomkraft ging es nicht bei der Abstimmung vom 18. Juni. Und der Bau neuer AKW in der Schweiz ist verboten, weil die Mehrheit der Stimmberechtigten erst vor gut sechs Jahren, am 21. Mai 2017, an der Urne den Atomausstieg beschlossen hat. Den «Tagi» kümmert das nicht: Anlass zu dieser «offenen und ideologiefreien» Diskussion werde die Blackout-Initiative bieten, «die

das AKW-Verbot aufheben will». Warum aber sollen wir darüber diskutieren, lange bevor die nötigen Unterschriften gesammelt sind und die Initiative eingereicht ist? Weil es die SVP und die halbe FDP so wollen – und der «Tagi» ihr Sprachrohr ist?

Heute wolle «wegen des politischen Ausstiegsbeschlusses, der hohen Sicherheitskosten und der nicht geregelten Entsorgung niemand mehr in AKW investieren», schreibt Raphaela Birrer weiter. «Bleibt die klimaschonende Stromversorgung aber die zentrale politische Prämisse, muss konsequenterweise die Forschung zur sicheren Weiterentwicklung dieser Technologie gefördert werden – unabhängig davon, ob das AKW-Verbot fallen soll oder nicht.» Sagen die SVP und die

**Und warum soll die Weiterentwicklung einer Technologie gefördert werden, in die niemand investieren will, auch Axpo und Alpiq nicht?**

halbe FDP... äh, sagt der «Tagi», die «unabhängige» Schweizer Tageszeitung. Aber bleiben wir fair: Dem Komitee hinter der Volksinitiative «Jederzeit Strom für alle (Blackout stoppen)» gehören nicht nur Exponent:innen von SVP und FDP an, sondern auch Menschen von der Mitte und vom Energie Club Schweiz, also von der Atomlobby. Diese finanziert das Ganze auch, wie im «Infosperber» vom 30. Januar zu lesen war.

Und warum genau soll die Weiterentwicklung einer Technologie gefördert werden, in die zurzeit niemand investieren will, auch Axpo und Alpiq nicht, und das erst noch unabhängig davon, ob ein erst seit wenigen Jahren festgeschriebenes Verbot weiterbesteht oder nicht? Denn die hohen Sicherheitskosten und die nicht gesicherte Entsorgung dürften kaum über Nacht verschwinden. Trotzdem weiss der «Tagi», dass das so sein muss, «konsequenterweise».

Warum diskutieren wir eigentlich nicht «offen und ideologiefrei» über die Förderung der Weiterentwicklung des Benzinmotors? In diese würde wegen des politischen Ausstiegsbeschlusses der EU per 2035, der hohen Kosten fürs Verbrennen fossiler Treibstoffe beziehungsweise für die CO<sub>2</sub>-Kompensation und der immer noch nicht geregelten Übernahme der externen Kosten, die nach wie vor an der Allgemeinheit hängen bleiben, auch niemand investieren wollen. Wäre also nur konsequent...

Nicole Soland

# Lohas, viel Schriftsteller:innen – und Zukunftsmusik?

## Samstag, 24. Juni

8.30 SWR: «**Mit perfektem Lebensstil zum besseren Menschen?**» Silvia Plahl im letzten Teil ihrer Wissen-Serie über das optimierte Ich. Gefragt wird nach dem «Life of Health and Sustainability». Die sogenannten Lohas wollen gesund leben, achtsam, fair und nachhaltig. Konkret: Plastikfrei, vegetarisch oder vegan, kleiner CO<sub>2</sub>-Abdruck. Haben sie sich nur in einer kostspieligen Konsumnische eingerichtet?

10.00 DLF: «**Klassik, Pop et cetera.**» Heute die Philosophin Juliane Rebentisch, eine Spezialistin für Fragen der Ethik und Ästhetik.

11.00 DLF: «**Zeitzeugen im Gespräch.**» Stephan Detjen im Gespräch mit dem ehemaligen DDR-Vertragsarbeiter David Macou.

17.00 SWR: «**Zeitgenossen.**» Thomas Hettche, Schriftsteller.

19.00 SWR: «**Das Haus am Meer.**» Science-Fiction-Krimi von Eva Maria Mudrich. 1976 produziert! Serie Schätze aus dem Archiv. Paolo, dem Werbetexter, fallen die guten Sprüche nur noch ein, wenn er an eine Maschine angeschlossen ist, und im harten Wettbewerb hat er sich dazu hinreissen lassen, einen Konkurrenten umzubringen...

20.00 SRF 2: «**Zimmer mit Aussicht auf den Tod.**» Krimi von Alain Bernier und Roger Maridat. Produziert 1969 mit Musik von Hans Möckel. Ort der Handlung sei eine Hotelpension in den Bergen, wo eine junge Frau nach schwerer Krankheit ihren Erholungsaufenthalt verbringt... Parallel beim DLF: «**Studio LCB.**» Im heute präsentierten Mitschnitt aus dem Literarischen Colloquium Berlin kommen mit Jens Balzer und Joshua Gross zwei Autoren mit neuen Romanen zum Zug. «**Wahnsinn! Freiheit! Wahnsinn!**» So die ersten Zeilen bei Balzer. Der habe zuvor Bücher über Geist und Populärkultur der Siebziger und Achtziger geschrieben. Nun lässt er mit «**No Limit**» die Neuziger folgen. Gross hingegen, Jahrgang 1989, dessen «**Prana Extrem**» für den Preis der Leipziger Buchmesse nominiert sei, habe «neue Formen der gesellschaftlichen Affirmation im digitalen Schreibalter entwickelt».

22.00 DLF: «**Etüden aus dem Anthropozän.**» Ashley Fure erkundet die Lebendigkeit von Materie. Barbara Eckle berichtet darüber im Atelier neuer Musik. Die US-amerikanische Komponistin mit Jahrgang 1982 beschäftigt sich künstlerisch mit der Vorstellung eines Planeten ohne Menschen. «**Dass der Mensch seit der Neuzeit Einfluss auf Erdatmosphäre und Stratigraphie nimmt, lässt sich nicht mehr rückgängig machen.** Wie die Folgen für das Leben des Menschen auf der Erde sein werden, hat er dagegen vielleicht noch selbst in der Hand. Doch anstatt radikale Massnahmen zu ergreifen, schwankt er zwischen Panik, Aggression und Gleichgültigkeit.» In ihren Kompositionen versuche Fure dieses Phänomen zu verstehen. Gleichzeitig bei SWR 2 in der Jazztime: «**Der Vordenker des modalen Jazz.**» Hans-Jürgen Schaal zum 100. Geburtstag von George Russell. Danach

werden hier bis 2 Uhr prämierte Werke aus dem Klangkunst-Wettbewerb der Ars Acustica Group der European Broadcasting Union zu hören sein: «**Palma Ars Acustica.**»

23.00 DLF: «**Die Entführung der Mona Lisa.**» Die Lange Nacht des Kunstraubs – gestaltet von Markus Metz und Georg Seessen.

## Sonntag, 25. Juni

8.30 SRF 2: «**Das Wunder der Rose.**» Eine Blume, tausend Botschaften. Yvonn Scherrer befragt dazu auch Christine Lamontain, die sich als Aromatherapeutin mit Pflanzendüften beschäftigt. Parallel bei SWR 2: «**Die Zukunft der Satellitentechnik.**» Science Talk mit Sabine Klinkner, Professorin für Satellitentechnik.

9.30 DLF: «**Faszination Insel.**» Sabine Appel über Inselmythen in Geschichte und Gegenwart.

11.00 SRF 2: «**Zwei mit Buch.**» Zwischen zwei Systemen: Samuel Finzi über seine Jugend in Bulgarien. Es sei «ein lebendiges, amüsantes und tiefgründiges Buch über Familie, Freundschaft und Freiheit».

12.00 SWR: «**Sucht macht einsam.**» Susanne Babila über Hilfe für Drogenkranke und ihre Angehörigen.

12.40 SRF 2: «**Musik für einen Gast.**» Heute mit Beat Zeller, Reverend Beat-Man.

13.30 DLF: «**Zwischentöne.**» Musik und Fragen zur Person. Jana Haskamp, Sexualtherapeutin.

15.00 SRF 2: «**Lässt sich Glück in der Schule lernen?**» Eine Erkundungsreise von Yvonn Scherrer. Vor fünf Jahren kam das Schulfach Glück aus Deutschland in die Schweiz. «**Wohlstand haben wir, aber zu wenig Wohlbefinden,**» sagt Lucia Miggiano. Sie leitet Ausbildungen zur Glückslehrperson, deren Basis eine positive Psychologie ist, die das langfristige Glück der Lernenden im Auge habe. Klingt nach einem wertvollen Schulstoff. Doch hat das Glück nicht noch andere Gesichter?

16.30 DLF: «**Wem gehört das Wasser?**» Rettungsversuche für eine schwindende Ressource. Tom Schimmeck in Forschung akutell. Mit der Erde machte sich der Mensch auch das Wasser untertan. Haushalte, Landwirtschaft und auch Industrie verbrauchen diese begrenzte Ressource in wachsenden Mengen. Klimawandel, Umweltverschmutzung, politische Konflikte, expandierende Produktion und der Durst einer wachsenden Weltbevölkerung verschärfen die Lage... Mehr in einer Woche!

18.20 SWR: «**Die Welt im Rücken.**» Teil zwei des Hörstücks nach dem Bipolar-Buch von Thomas Melle.

20.00 DLF: «**Im Takt der Welt.**» Wie Rhythmen unser Leben bestimmen. Feature von Volker Zander und Olaf Karnik.

23.00 SWR: «**Barbie denkt an dich!**» Essay von Dietmar Dath. Die heimliche Göttin des Plastik-Zeitalters war als Spielzeug

revolutionär, als Kultursymbol stand sie oft in der Kritik. Damit es beim Abwägen fair zugeht, kommt Barbie auch selber zu Wort.

## Montag, 26. Juni

8.30 SWR: «**Tatwaffe Messer.**» Michael Hänel über Ursachen und Folgen eines Gewaltphänomens.

14.00 SRF 1: «**Fährhausgespräche.**» Jean-Claude Kuner begegnet Thomas Hürlimann am See. In der zweiten Folge geht es auch um ihre erste Begegnung im damaligen West-Berlin in den 1970er-Jahren.

15.30 SWR: «**Gewittergäste.**» Novelle von Dirk von Petersdorff. Start einer Lesung in acht Folgen.

## Dienstag, 27. Juni

8.30 SWR: «**Starlink.**» Christoph Droesser zum Satelliten-Gedrängel für den globalen Internetzugang.

15.00 SWR: «**Wenn Krebs unheilbar ist.**» Matthias Holthaus über die Zeit, die bleibt.

19.15 DLF: «**Beruf: Aktivistin.**» Unterwegs mit der Letzten Generation. Feature von Manfred Götzke. Wer sich auf Strassen festklebt oder Bilder besprüht, macht sich viele Feinde, auch unter vermeintlich Wohlgesonnenen. Wie lebt es sich mit dem Hass der Anderen? Aimée van Baalen hat ihre Träume von einem Kunststudium auf



gegeben. In einer Plus-3-Grad-Welt habe das keinen Sinn mehr, sagt sie. Was treibt sie an, ihren Stachel immer wieder in die bürgerliche Selbstzufriedenheit zu stecken? Und gibt es Momente des Zweifels, ob der eingeschlagene Weg der Richtigkeit ist?

20.00 DLF: «**Fluten.**» Hörstück von Lily Kuhlmann. Eines Tages bemerkt M., dass alle um ihn herum begonnen haben zu weinen. Er denkt darüber nach, was das heisst: Er so ganz alleine, als einsame Insel, trocken, mitten im Tränenmeer.

21.00 SWR: «**Schattenrosen.**» Maria Kostakeva zum 70. Geburtstag der deutsch-rumänischen Komponistin Adriana Hölzsky. Hervorgehoben wird in der Vorschau ihre Neugier gegenüber der Natur, ihre Offenheit für die akuten politischen Probleme, «vor allem aber ihre klare Positionierung innerhalb der mannigfaltigen Richtungen der gegenwärtigen Musik.»

## Mittwoch, 28. Juni

10.00 DLF: «**Forderung nach einem Masterplan.**» Brauchen wir mehr Schub bei der Elektromobilität?

15.00 SWR: «**Raus aus dem Islamismus.**» Joseph Röhmel über Bari und seinen Kampf gegen sich selbst.

20.00 SRF 1: «**Satire-Gipfel**» mit Michael Elsener, Philipp Schaller und Christine Teichmann. Und bei SRF 2 in Musik unserer Zeit: «**Reduce to the max.**» 30 Jahre Collegium Novum Zürich.

20.30 DLF: «**Muttern und Mutters Müttern.**» Alexandru Bulucz liest aus Kurzgeschichten. Es gehe darin um die Frauen im Leben des aus Rumänien stammenden Autors – «bildreich, erinnerungsstark.»

21.00 DLF: «**Fiese Frauen, nette Männer und ein zorniger Spatz.**» Neues aus der Wiener Kabarett-Szene.

## Donnerstag, 29. Juni

8.30 SWR: «**Wie sogenannte Gastarbeiter für faire Behandlung kämpften.**» Jennifer Stange über die wilden Streiks von 1973.

21.00 SWR: «**Schwärme, Energien und Eruptionen.**» Leonie Reineke über Adriana Hölzsky. Siehe auch Tipp vom Dienstag, gleiche Zeit!

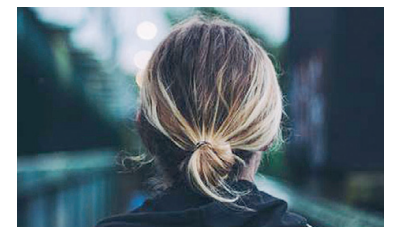
## Freitag, 30. Juni

8.30 SWR: «**Sklaverei in den USA.**» Kerstin Zilm zeigt, wie Kalifornien die Nachfahren entschädigen will.

10.00 DLF: «**Hohe Preise und die Sorge ums Klima.**» Der Feriensommer 2023.

15.00 SWR: «**Long Covid und ME/CFS.**» Krimi um eine Krankheit. Feature von Nicolas Morgenroth.

20.00 DLF: «**Nach der Arbeit hängen die Kleider ihre Menschen auf.**» Feature von Senta Höfer. Frühjahr 2020. In den Sammelunterkünften der Firma Tönnies in und um Rheda erkrankten Hunderte von Schlachthofarbeiter:innen an COVID-19. Medien berichten ausführlich, doch direkt Betroffene kommen so gut wie gar nicht zu Wort. Auf die Frage an einen Journalisten, warum das wohl so sei, kommt die Antwort: wahrscheinlich Sprachprobleme. Höfer kommt aus Rumänien. In den wenigen O-Tönen, die in Berichten zu hören



sind, versucht sie, Aussagen rumänischer und bulgarischer Arbeiter:innen zu verstehen. Dann spricht sie mit ihnen. Und sie erzählen... Und bei SRF 2 geht es in der Passage um die Dichterin Wislawa Szymborska: «**Nichts geschieht.**» Zweitausstrahlung kommenden Sonntag nach 15 Uhr. Dann mehr!

**DLF/Deutschlandfunk** – 100,6 und 105,1 MHz. **SWR/Südwestrundfunk 2** – 90,4 und 97,9 MHz auf UKW sowie in digitalen Kanälen und Netzen. **Die allermeisten dieser Sendungen finden sich auch im Podcast-Angebot!**

## Zweitfrau

«The last Queen» würdigt die in der Historie stets vernachlässigte Rolle der Frau.

Die Gemengelage der Legendenverfilmung von Adila Bendiremad und Damien Ounouri ist eher unübersichtlich, das Gros der zentralen Handlung demgegenüber fast simpel. Der Pirat Aruj Barbarossa (Dali Bessalah) hilft mit seinem blutrünstigen Heer dem algerischen König Salim Toumi (Tahar Zaoui), mit dessen Soldaten das Land von der spanischen Herrschaft zu befreien. Als der König bald tot im Bad liegt, stellt sich die Machtfrage neu. Chegga (Imem Noel), die Erstfrau mit edler Abstammung ist gewillt, sich auf einen Deal einzulassen: Rückzug ins sehr wohlhabende Private gegen Abgabe der Macht. Barbarossa indes stellt als osmanischer Araber eine erneute fremde Macht dar, was in der berberischen Bevölkerung für Aufruhr sorgt und die Zweitfrau Zaphira (Adila Bendimerad) entgegen aller Regeln und Wahrscheinlichkeiten anspricht, das Zepter an sich zu nehmen und die Befreiung von den Unterdrückern auch gegen diese neue erstarkende Macht durchzusetzen. Dafür erfährt sie von keiner Seite Unterstützung. Die noblen Damen anerkennen sie durch ihre einfache Herkunft nicht als überhaupt standesgemäss für eine staatslenkende Funktion



und der Pirat Aruj ist lange unentschieden, ob sie zu meucheln oder doch zu erobern die klügere Taktik wäre. An seiner Seite steht die befreite nordische Sklavin Astrid (Nadia Tereszkewicz), die ihn bis zum Blutausch anzustacheln anschickt. Zaphira steht also zwischen allen Lagern und schöpft ihre Regierungsberechtigung allein aus ihrem Pflichtgefühl gegenüber dem Volk, dem Land und der Freiheit. Filmisch fällt der Film etwas aus der Zeit, aber das dürfte den nur überschaubar vorhandenen Mitteln geschuldet sein. Die Schlachtszenen wirken mitunter wie Hollywood-epischen mit 1950er-Jahre-Dekor, einfach mit einem Touch von 1001-Nacht. Die Heldenhaftigkeit von Zaphira besteht letztlich aus der Bereitschaft, taktisch alles zu geben, um das Land zu befreien, und seis das eigene Leben. *froh.*

«The last Queen» spielt in den Kinos Abaton, Capitol, Uto.

## Kämpferin

Virginie Verrier widmet dem Kampf um Anerkennung des Frauenfußballs ein Biopic.

Die reale Marinette Pinchon (im Film: Garance Marillier) war bis zum Ende ihrer Karriere, sie warf entnervt den Bettel hin, weil sich die französische Fussballliga bis zuletzt weigerte, einen Profistatus für die Frauen einzurichten, gemessen an gespielten Meisterschaften und ihrer Torbilanz als Stürmerin eine sportlich herausragende Spielerin. «Marinette» von Virginie Verrier beginnt beim Dreikäsehoch, die das Kleidchen zerreisst, weil es beim Fussballspielen stört, und folgt ihrer Lebensgeschichte bis zum sportlichen Aus. Der alkoholranke, gewalttätige Vater (Alban Lenoir) und die tapfere, aber erst sehr spät den Mut für eine Trennung aufbringende Mutter (Emilie Dequenne) sind das Gegenteil dessen, was ein behütetes Zuhause genannt werden könnte. Die Konkurrenz unter den Spielerinnen in der Ersten Liga ist schon in frühen Jahren von einem unerbittlichen Zweikampf begleitet, der sich noch mehr zu Ungunsten von Marinette verschiebt, als sich deren amouröse Anziehung zum gleichen Geschlecht manifestiert. Allein ihr herausragendes sportliches Können, gepaart mit einem eisernen Willen, einem ungeheuerlichen Ehrgeiz und dem Glück,



einem Scout des US-amerikanischen Frauenteam von Philadelphia aufzufallen, was ihr eine Zeit als gut bezahlte Profifussballerin einbringt, bevor die dortige Frauenliga in Konkurs geht, bringen sie bis an die Spitze. Eine Spitze, die im Fall Frankreichs bedeutet, mit vergleichsweise mikrigen Spielgagen abgespeist zu werden und das Training in den Randstunden des Restlebens inklusive Erwerbsarbeit absolvieren zu müssen, und dies noch nicht mal auf dem grünen Rasen, weil den die Männer brauchen.

Als Film ist «Marinette» tendenziell konventionell in seiner Erzählweise. Die Hochachtung für die Leistung von Marinette Pinchon allerdings vermag er in eine unbedingte Nachfühbarkeit zu überführen, die eine möglicherweise nochmalige Steigerung bis zur Begeisterung nicht ausschliesst. *froh.*

«Marinette» spielt im Kino Piccadilly.

## Konvertit

Der Komiker Gad Elmaleh nimmt die katholische und die jüdische Religion auf die Schippe.

Gad (Elmaleh), ein 50-jähriger sephardischer Jude aus Casablanca, plagt seit frühester Kindheit eine überwältigende Begeisterung für die Jungfrau Maria. Sie geht so weit, dass er zum Katholizismus konvertiert ist und aktuell bei Pater Bartélémy (Nicolas Port) heimlich Glaubensunterricht für die bevorstehende Taufe besucht. Während einer Stippvisite in seiner Heimatstadt wird er von seinen Eltern Régine (Elmaleh) und David (Elmaleh) regelrecht genötigt, in seinem ehemaligen Kinderzimmer zu wohnen, was zum Filmtitel «Reste un peu» führt. Natürlich wird er mit überwältigend erwartungsvoller Neugier konfrontiert, was die freundlich ausformulierte emotionale Erpressung gleich mitmeint. Als Régine eine Marienstatue in



seinem Gepäck entdeckt, beschliesst sie, ihn mit allen ihr zur Verfügung stehenden möglichen und auch unmöglichen Mitteln davon abzuhalten, in diese Sekte einzutreten. Immer wieder unterbrechen Standup-Auftritte von Gad die Filmhandlung, in denen er mit Klischeevorstellungen über Gläubige beider Religionen viele Lacher abholt. Innerhalb der Filmhandlung ist der Rat des Rabbi die lustigste Nummer. Auf die Frage nach einer Lösung für die nachgerade amouröse Anziehung zur Jungfrau Maria ihres Sohnes erhält die besorgte Mutter von ihm die Antwort: «Das ist doch wunderbar. Als Frau ist sie sehr schön, sie ist jüdisch und sie existiert nicht.» Das ganze familiäre und gesellschaftliche Umfeld von Gad steht Kopf. Die Erregung wäre einem Outing als Sexualverbrecher gegenüber nicht grösser. Er selbst versteht das ganze Brimborium nicht, oder stellt sich zumindest so dar. Der schönen, für sein Seelenheil betenden Agnès (Olivia Jubin) stellt er regelrecht nach und landet damit im Studierzimmer ihres Pflegefalls Raymond (Guy Moign), dessen existenzialistische Weltanschauung dem Duell der Religionen eine atheistische dritte Ebene beimischt. Die Frage nach dem sogenannten richtigen Glauben bleibt offen. *froh.*

«Reste un peu» spielt im Kino Alba.

# Effizient abgewürgt

**Die aktuell gewählte, sehr stark verkürzte Präsentationsform der entstandenen Arbeiten während der einjährigen Schreibwerkstatt «Dramenprozessor» führt im Resultat weder für ein Publikum noch für die Autor:innen zu einem befriedigenden Ergebnis.**

Thierry Frochoux

Seit der Gründung der Schreibwerkstatt für Nachwuchsdramatik im Jahr 2000 lief die Abschlusspräsentation immer gleich ab: Während rund Dreiviertelstunden inszenierte ein:e Regisseur:in eine Strichfassung der Texte als szenische Lesung, die bezüglich der Gesamthandlung, des Spannungsbogens, des Sprachrhythmus und notabene auch der potenziellen Aufführbarkeit eine verlässliche Einschätzung zuließ. Zugegeben, inklusive einer Stunde Essenspause waren die Abschlusspräsentationen mit ihren insgesamt fünf Stunden Dauer eine Herausforderung. Dafür war eine inhaltliche und/oder formale Würdigung jeder der präsentierten Arbeit am Wort möglich. Das aktuelle Leitungsteam – Hannah Steffen und Fadrina Arpagaus – hat aus nicht zwingend ersichtlichen Gründen entschieden, die Lesungen auf je 25 Minuten zu kürzen, was der Möglichkeit, einen Gesamteindruck zu erlangen, entschieden zuwiderläuft. Kian Amadeus H. erklärte auf Anfrage, diese Präsentation gäbe nur rund dreissig Prozent des Textes wieder. Eine solch punktuelle Form verunmöglicht einen Eindruck von Handlungsentwicklung. Die leitungsseitige Einladung, ich könne die Texte ja auch in ihrer vollständigen Form zu lesen bekommen, ist nicht der springende Punkt. Die Frage richtet sich vielmehr danach, ob eine dermassen effizient zurechtgestutzte respektive regelrecht abgewürgte Präsentationsform, die kaum über eine Oberflächenstreuung hinausgeht, überhaupt noch irgendeinen Sinn ergibt.

## Kollision mit der Vergangenheit

«Brennendes Haus» von Anaïs Clerc lebt stark von bildhaften und symbolschwangeren Beschreibungen, die auch Prosa sein könnten.

Die Autorin lässt Welten und Zeiten aufeinander prallen. Eine ländlich-bäuerliche, traditionell einfache und verbal sehr karg bis verschwiegene Welt der Kindheit, die die zentrale Figur sichtlich erfolgreich und glücklich darüber hinter sich gelassen hat, holt die mittlerweile im urban-künstlerischen, expressiv achtsamen Milieu des Stadttheaterbetriebes lebende Person ein, weil gestorben wurde und sie jetzt erbt. Die Fokussierung darauf, was hinter den Dialogen letztlich überhaupt als Kern des Konflikts hervorlugt, wird in einer Art Puzzle eines sich nur bruchstückhaft zusammensetzenden Gesamtbildes beschrieben. Möglicherweise ein Krimi, möglicherweise eine Selbstfindung, möglicherweise eine Zeitgeistanalyse.

«Hund und Trägheit» von Kian Amadeus H. vermengt in kreisförmigen Loops die Perspektive von französischen Emissären der Welt-sicht der französischen Revolution

## Eine solch punktuelle Form verunmöglicht einen Eindruck von Handlungsentwicklung.

mit der alle Schuld von sich weisen den Beschwichtigung eines Plantagenbesitzers also Erbprofiteurs in der x-ten Generation von Sklavenehaltung. Hinzu kommt die Metaebene von Stimmen etwa des kollektiven Bewusstseins, des Zweifels und eines Märtyrers. Worauf das letztlich hinausläuft, ist erahnbar, aber nicht automatisch absehbar. Während der Präsentation nahm die Metaebene in einer gleichfalls erzählerischen Weise einer Art Rahmenhandlung einen



Die Absolvent:innen des Dramenprozessors 2023 (v. oben links im Uhrzeigersinn): Anaïs Clerc, Sarah Calörtscher, Hanna Röhrich, Kian Amadeus H. (Bilder: Niels Baumgartner, Fabienne Gantenbein, Miriam Elias, zVg.)

sehr gewichtigen Teil ein, gefolgt von sogenannten allgemeingültigen Feststellungen über die Unvereinbarkeit der Weltansichten verschiedener Jahrhunderte wiewohl derer an den jeweils entgegengesetzten Positionen innerhalb der Arbeits-/Nahrungs-/Wohlstands- also auch Machtkette.

## Die Zukunft war früher besser

«Herz aus Polyester» von Sarah Calörtscher schickt die Zukunftsverheissungen von anno dazumal wie die Weltraumsonde Voyager in einer personifizierten Form auf die Bühne, die von sprechendem und primär rachelüstern wirkendem Mikroplastic und einem noch nicht vollends ausgereiften Algorithmus begleitet eine Menschengeneration einer Prüfung unterzieht, deren Preis noch einigermaßen unklar ist: Entweder sie erlitt eine ominöse Krankheit der vollständigen Plastifizierung oder dann ermächtigen sie ihre Antworten, ebendieser Ansteckung zu entgehen. Die Übermacht der Technik ist augenscheinlich als Synonym für ein grosses Unwohlsein die treibende Kraft dieser Farcefantasia oder Zukunfts dystopie, in der noch nicht ab-

schliessend abzulesen ist, inwiefern sarkastischer Witz diese potenzielle Anklage noch in ein Unterhaltungsstück zu verwandeln in der Lage sein könnte.

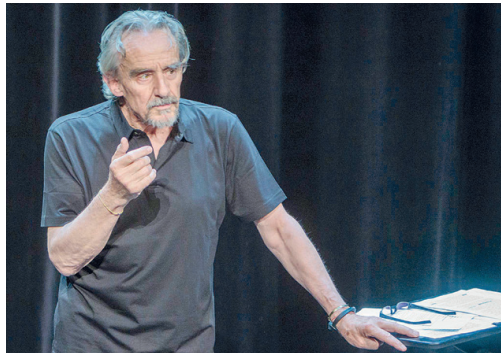
«The Girl» von Hanna Röhrich erinnert gerade in den ausufernden Regieanweisungen an eine Variation von Fatih Akins «Der goldene Handschuh». Drei totalkaputte Frauenfiguren fluchen über und verachten ihr eigenes Leben in einer ungemein derben Sprache, die jeden Ansatz von Feminismus oder Selbstermächtigung offenbar Lügen strafen oder zumindest als ein Konzept ausserhalb jeder für sie greifbaren Reichweite beschreiben. Sie werden als überaus faul, besüfnisbegeistert und mit einem sehr entrückten Eigenkörpergefühl beschrieben, derweil ein männlicher Totalproll als ihr Gegenüber ihnen ein Leben an seiner Seite nach seiner Fassung als ein paradisiernächstmögliches Dasein anpreist. Der Text könnte in diese oder jene Richtung kippen. Gekämmt ist er offensichtlich lustvoll gegen den Strich.

«Abschlusspräsentation Dramenprozessor 2022/23», 16.6., Lokremise, Theater St. Gallen.

## Mans ... dings

**Erinnern geht, nur das Fokussieren wird für den 74-jährigen Patrick Frey immer schwerer.**

Wenn sich die Erfahrungen, Beobachtungen und Fragen eines ganzen Lebens in einem einzigen grossen Haufen von Dings kulminieren würden, wäre die Verlockung zur vollständigen Verzettelung vermutlich proportional noch grösser, als wenn allein das Angebot an Zerstreuung der sogenannten Sozialen Medien, einer realen Lebensführung und der Unfähigkeit, sich allerlei Aufgeschnapptem zu entziehen, sich schon als eine Prüfung für die eigene Aufmerksamkeitsspanne erweisen würde, wogegen ein augenscheinlich irgendwo drinsteckender Reflex einen antreiben würde, eine Ordnung, Gelassenheit und vor allem den Überblick wiederherzustellen. «Wo bini gsi?», fragt Patrick Frey in seinem neuen Solo und meint keine geographische Verortung, sondern führt in kurzweiligen zwei Stunden vor, dass er schier endlos ausufernd zu erzählen und Unzusammenhängendes in einen Kontext zu überführen versteht. Nicht immer ist er der Protagonist seiner Geschichten, gibt aber unumwunden zu, nicht verleugnen zu können, gewisse Gemeinsamkeiten mit den meist bedauernswert verlorenen Personen aufzuweisen, wie etwa einen offenbar typisch he-



(Bild: Bernhard Fuchs)

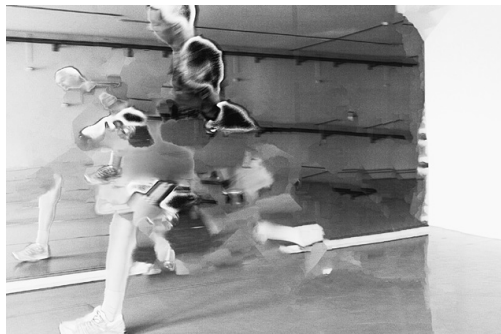
teronormativ männlichen Drang zum Mansplaining. Weil das bekanntermassen nicht die höchste Ausprägung der Flirtkunst per se darstellt, tritt diese eine seiner vielen Figuren den Schritt nach vorne an und gesteht sich ein Manko an Laissez-faire in Konversationsfragen ein, wogegen aktiv vorzugehen er schon im Sinn hat, weil eine patente Lösung für jedes erdenkliche Problem halt nicht unbedingt so vom Himmel fällt, auch Mühe bekundet, überhaupt drauf zu kommen, was denn helfen könnte. Patrick Freys köstliche Verirrung ist also von einer ausgeprägten Komplexität, auch weil bereits jeder Lösungsansatz wieder ein Anlass für nochmaliges Weiterschweifen darstellt und eine solche Sprachvolte es nur mit viel Mühe überhaupt schafft, zuletzt wieder an ihren Ursprungsort zurückzugelangen. *froh.*

«Wo bini gsi?», 15.6., Theater Ticino, Wädenswil.

## Kreativität

**Der Druck, auf Knopfdruck schlagende Einfälle zu generieren, kann letztlich lähmen.**

Declan Whitaker wirkt auf der Bühne genauso verloren wie der einsame Scheinwerfer und die gestapelt zusammengerückten Stuhlreihen. Die Wandverkleidung erinnert an einen überdimensionierten Abfallsack, in den Ecken stehen Transportkisten für empfindliches Material. In «Good things come» hockt einer in einem Probenlokal oder auf einer bereits aufgeräumten Bühne nach einem erfolgreichen Spektakel und sucht nach Inspiration. Die Musikspur ist keine Hilfe, denn nicht jede Choreographie will Klänge vertanzen, mitunter ist der Entstehungsprozess auch exakt umgekehrt und die Dringlichkeit des Ausdrucks steht vor dem Rhythmus. Declan Whitaker aber erinnert vielmehr an jemanden am Rand der Verzweiflung, weil sich aus der eigenen Körperlichkeit im Augenblick partout nichts Überzeugendes entwickeln will. Von draussen ist Partygewimmel zu hören, das den Druck nur noch erhöht, die für das effiziente Arbeiten reservierte Zeit und die Inanspruchnahme des Raums tatsächlich kreativ nutzen zu müssen. Die Gesten wiewohl die Mimik entwickeln sich in Richtung einer sich selbst schützenden, entschuldigenden, naja, Beinahe-



(Bild: Binta Kopp)

schaum, weil im Planspiel des Stücks offenbar ein Publikum, also eine Erwartung von aussen zu jeder Zeit anwesend ist. Selbst von aussen eingeworfene potenzielle Inspirationsquellen textiler Art, die durch ihre Farbigkeit und den Schnitt bereits für sich eine Geschichte erzählen, helfen nicht, dieses Tänzer:innenäquivalent für einen Schreibstau überwinden zu helfen. Manchmal ist der Übungsabbruch, eine Pause und ein auf eine spätere Tages(zeit)stimmung hoffende Verschiebung einer Anstrengung der zielführendste Plan. Das Stück wirkt wie ein Blick hinter die Kulissen in die nicht vorführwürdige Situation der Ideenlosigkeit, was als empfundenes Ärgernis in dieser Form erfolgreich auf ein Publikum übertragen werden kann. Ein Unwohlsein schleicht sich an, ob wohl ein Hilfsangebot angebracht wäre ... *froh.*  
«Good things come», 18.6., Tanzhaus, Zürich.

## Superman liebt Biene Maja

**Giacomo Puccinis letzte Oper ist erstaunlich modern und verlangt den Hauptpartien alles ab.**

Und dann ists einfach aus. Liù hat sich erstochen, um den Namen des Prinzen nicht zu verraten – jetzt müssten Tenor und Sopran zusammenkommen. Doch dann geht der Vorhang runter: Am Opernhaus Zürich spielt man das Stück von 1924 so, wie es Giacomo Puccini bei seinem Tod hinterlassen hat. Das ist dramaturgisch durchaus sinnvoll: Aus dieser mit Todesdrohungen, Suizid aus Liebe und Rätselspielen erzwungenen Annäherung kann nichts Gutes entstehen. Regisseur Sebastian Baumgarten (auch schon am Neumarkt und am Schauspielhaus) und seine Ausstatter verlegen die Handlung vom märchenhaften China in die Entstehungszeit: Prinzessin Turandot ist Biene Maja, der Tenorheld Calaf eine Art Superman, die Technikgläubigkeit des Futurismus wird



(Bild: Monika Rittershaus)

genauso zitiert wie Comics und Fotos aus dem Ersten Weltkrieg, der gross besetzte Chor agiert wie Maschinenmenschen. Auch durch acht stumme «Performer» entstehen interessante, immer wieder auch ironische Bilder, die mit riesenhaften Requisiten auch herrlich grotesk sein können, wie es zu einem Märchen passt.

Die Hauptpartien sind berüchtigt und Dirigent Marc Albrecht dreht mächtig auf und macht es den Solist:innen nicht immer einfach: Hochdramatischer als Turandot ist höchstens noch die eine oder andere Wagner-Partie. Sondra Radvanovsky hat die Stimme dafür – eindrücklich, wie sie Töne wie Messer in den Raum schleudern kann, eindrücklich aber auch, wie sie die Prinzessin als Figur gestaltet, die ihre Unsicherheit hinter eiskalter Fassade versteckt. Calaf, der Fremde, der ihre Rätsel löst (der Chor hilft ihm dabei), ist dagegen ganz der coole Cowboy. Piotr Beczala erobert sich diese ebenfalls sehr dramatische Stimme mit seinen ureigenen Mitteln: Perfektem Schmelz und ohne zu forcieren – auch im Superhit «Nessun dorma!» findet er differenzierte Töne. Diese Besetzung in anregender Inszenierung: So geht Oper. (tg)

«Turandot», bis 12.7.24, Opernhaus, Zürich.

# Meienberg R.I.P.

Heuer jährt sich der Tod des Journalisten und Historikers Niklaus Meienberg zum 30sten Mal, und haben ihn wohl die meisten bereits vergessen oder nie gekannt, auch wenn er die nachfolgenden journalistischen Generationen geprägt hat wie kein zweiter. Sympathisch war er mir nie so richtig, und ich zweifle etwas daran, ob er eigentlich ein Linker gewesen ist, die Bezeichnung «stockkatholischer Atheist» trifft es da schon eher. Aber er war ein grandioser Schreiber und Stilist, ein begnadeter Polemiker, ein ausgezeichnete Rechner und ein guter Historiker, wenn auch etwas unorthodox, da alles miteinander. Dass er aneckte beim Bürgertum, dem er offenbar gerne angehört hätte, dass er beispielsweise jahrelang Schreibverbot beim Tagi hatte, war eher seiner direkten Art zuzuschreiben, denn er verschonte auch nicht die Hand, die ihn fütterte, und das verzeiht die Bourgeoisie nie.

Als Linker wahrgenommen wurde er deshalb, weil er konsequent Geschichte von unten schrieb und recherchierte. So etwa das Schicksal von Ernst Schräml, der wegen dem Klau von ein paar Handgranaten, die er an die Nazis lieferte, als Landesverräter hingerichtet wurde, derweilen der Waffenhändler Emil B., den man ohne weiteres als Sauhund bezeichnen muss, weil er den Nazis Kanonen im grossen Stil lieferte, heute noch in der Stadt Zürich verehrt und hochgeachtet wird.

Meienberg hat sich vor dreissig Jahren das Leben genommen. Depressionen waren ihm nicht unbekannt, und zwei Vorfälle mussten ihm das Leben gewaltig vergällt haben. Einerseits ein Raubüberfall auf ihn an seinem Wohnort – «Z'Örlike git's alles», hätte er wohl dazu geschrieben, denn auch er war nicht immer geschmackssicher –, und zum zweiten war das der Irakkrieg, der ihn mit «den Linken» entzweite, wobei mir nie ganz klar wurde, welche er meinte. Persönlich begegnet sind wir uns auf einer Reportage: Als 1984 Papst Johannes Paul II. in die Schweiz kam, war ich als embedded journalist im Auftrag der damaligen Wochenzeitung «Die Region» drei Tage in der

**Allerdings bin ich nicht sicher, wie er mit der Tatsache umgehen könnte, dass man heutzutage alles schreiben kann und (fast) keine Sau zuhört.**

Innerschweiz unterwegs. Meienberg war auch da, er schrieb einen Text für die WoZ, in dem er die steile These entwickelte, dass dies unmöglich JP II gewesen sein könne, sondern ein Double – er war Anhänger der Weisheit «se non è vero, è ben' trovato». Wir tauschten manchmal Beobachtungen aus, wenn wir wieder einmal beide

unseren Augen und Ohren nicht trauten, gingen aber meist getrennter Wege. Ich verfolgte eine andere Geschichte, die der völligen Verkommerzialisierung, denn diese drei Tage lieferten die gründliche Korrektur des biblischen Grundlagenirrtums, wonach man nicht zweien Herren dienen könne, Gott und dem Mammon. Wenn's jemand kann, dann wir. Und der Heilige Stuhl. Die Grossen der Schweizer Literaturprominenz lobten Meienbergs Reportage, meine war natürlich besser.

Eitelkeit war auch Meienberg nicht fremd, aber er hat in der Tat Massstäbe gesetzt: Stilistische Innovationen, Recherche-Standards, das Benennen von Ross und Reiterin, eine gewisse (immer fundierte) Parteilichkeit, Intelligenz, solche Dinge eben. Und wenn es nur recht und billig ist, seiner zu gedenken, dann daher, weil er nicht nur Texte hinterlassen hat, die zu lesen heute noch ein Genuss ist, sondern weil er auch ein Journalismus-Ethos gelebt hat, das man heute schmerzlich vermisst. Allerdings bin ich nicht sicher, wie er mit der Tatsache umgehen könnte, dass man heutzutage alles schreiben kann und (fast)

keine Sau zuhört. Das hätte ihm vielleicht genauso die Luft genommen.



Markus Kunz

Reklame



Bitte ausfüllen und  
einsenden an:  
P.S. Verlag, Hohlstrasse 216,  
8004 Zürich oder  
aboservice@pszeitung.ch

## Ich bestelle

- Probeabo 5 Wochen kostenlos
- Jahresabo für 230 Franken
- Gönner:innenabo ab 300 Franken
- Abo für Menschen mit wenig Geld, 100 Franken

Name / Vorname

Strasse / Postfach

PLZ / Ort